

Adalbertus

zeitschrift für ostmitteleuropäische begegnung

herausgegeben von

adalbertus-werke e.v.

bildungswerk der danziger katholiken

adalbertus-jugend

katholische jugend aus danziger familien

forum



INHALT

Gerhard Nitschke Millennium	Seite 2
Pfarrer Paul Magino Dem Licht entgegen	Seite 2
Pfarrer Paul Magino Hohe Auszeichnungen der Republik Polen	Seite 4
Eberhard Lilienthal 1919–1939 – Vom Frieden zum Krieg Zum Referat von Prof. Dr. Hein Hoebink	Seite 4
Ingrid Neudeck 1949–1989 – Von der Teilung zum Mauerfall Zum Referat von Prof. Dr. Hein Hoebink	Seite 5
Christel Gollmann 1989–1999 – Auf dem Wege zur Einheit – Impulsreferate mit anschließendem Gesprächsforum – Aus westeuropäischer Sicht Zum Referat von Dr. Theo Mechtenberg	Seite 7
Aus ostmitteleuropäischer Sicht Zum Referat von Adam Krzemiński	Seite 8
Gesprächsforum mit den beiden Referenten	Seite 9

*adalbertus-werk und adalbertus-jugend
wünschen allen Lesern des
adalbertusforums
Gottes Segen zum Christfest und für 2000*

Arbeitskreise Geistige Strömungen und ihre politischen Auswirkungen im 20. Jahrhundert – Resümee und Ausblick Norbert Czerwinski Betonung des Ethnischen, Nationalismus, Rassismus Zum Einführungsreferat von Dr. Sirje Kivimäe	Seite 9
Monika Wienhold-Quecke Totalitäre Ideologien Zum Einführungsreferat von Prof. Dr. Miklós Tomka	Seite 10
Andrea Gawrich Freiheit und Pluralismus Zum Einführungsreferat von Prof. Dr. Miroslaw Kunstat	Seite 12

**54. GEMENTREFFEN
VOM 26. BIS 31. JULI 2000**

IMPRESSUM

Herausgeber:

adalbertus-werk e.v. und adalbertus-jugend,
Hubertusstraße 5, 40219 Düsseldorf.

Redaktion:

Gerhard Nitschke (verantw.), V. Nitschke-Wobbe
Am Gentenberg 1, 40489 Düsseldorf,
Tel. (02 11) 40 04 40, Fax (02 11) 40 78 74.

Gestaltung und Herstellung:

Willi Wilczek SatzService,
An der Vehlingshecke 35, 40221 Düsseldorf,
Tel. (02 11) 15 30 31, Fax (02 11) 15 30 77.

Fotos: Archiv, G. Nitschke, U. Wobbe, B. Ordowski.
Die Zeitschrift erscheint viermal im Jahr.

Für Mitglieder ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Für Nichtmitglieder wird eine Spende in Höhe von 20,- DM je Jahr erbeten.

Konto: Postbank Essen (BLZ 360 100 43)

Konto-Nr. 1519 66-435

Adalbertus-Werk im Internet

Seit November ist im Internet die Homepage des Adalbertus-Werks mit unserem Logo freigeschaltet. In den nächsten Wochen wird sie mit Informationen gefüllt.

<http://www.adalbertuswerk.de>

Stephan Erb Die Vision Europa Zum Einführungsreferat von Adam Krzemiński	Seite 12
Adalbert Ordowski Ökumenisches Gesprächsforum Ostkirche – Westkirche Von der Spaltung zum Dialog Gesprächspartner Prof. Dr. Vladimir Fedorov, Slobodan Milunovic, Rut Rohrandt, Diethard Zils	Seite 13
Prof. Dr. Adalbert Rebić Schriftlicher Beitrag zum Ökumenischen Gesprächsforum aus kroatischer Sicht	Seite 16
Festliche Stunde Von der Feindschaft zur Nachbarschaft – Europa am Ende des 20. Jahrhunderts Referat von Dr. Dietmar Albrecht	Seite 18
Brigitte Ordowski Reise in die Vergangenheit der Weberei	Seite 21
Nele Quecke Jugendprogramm	Seite 21
Mirjam Willert Kinderprogramm	Seite 22
Viola Nitschke-Wobbe Gottesdienste	Seite 23
Norbert Czerwinski Viola Nitschke-Wobbe Literatur und Musik des Weichselraumes: Beispiele europäischer Renaissance	Seite 24
Gerhard Nitschke Astronomische Uhr in der Marienkirche zu Danzig Zum Referat von Prof. Dr. Andrzej Januszajtis	Seite 25
Jahreshauptversammlung	Seite 25
Rainer von Scharpen Der Papst in Zoppot	Seite 26
Gerhard Nitschke Pater Odilo Braun OP Ein Danziger Priester im Widerstand gegen Hitler	Seite 26
Zum Gedenken	Seite 27
Personalien	Seite 28
Veranstaltungen	Seite 28

ZUM TITELBILD

Kegelförmige Mittelsäule der neuen Kuppel über dem Reichstag in Berlin, die allseitig verspiegelt ist und ein irreales Spiel der Bilder hervorruft. Die Kuppel ist ein architektonisches Symbol des Neuen, des Wandels, des Beginns einer neuen Regierungsepoche in Berlin als Hauptstadt des vereinigten Deutschlands, zugleich jedoch auch – den historischen Bau bekrönend – ein Zeichen für die Einbeziehung der Geschichte, somit ein eindrucksvolles künstlerisches Wegzeichen zum MILLENNIUM.

Das Wort MILLENNIUM ist zum Wort des Jahres 1999 erklärt worden. Millionen in aller Welt fiebern dem Millenniums-Wechsel entgegen, als ob sich beim Datumswechsel vom 31. 12. 1999 zum 1. 1. 2000 eine neue Zeit auftue, eine neue Welt eröffne. Und doch ist es wohl eine „Fata Morgana“, denn nicht nur der Pessimist wird auch bei diesem herausgehobenen Jahreswechsel konstatieren, daß es letztlich wohl alles beim alten bleibt: die Welt bleibt wie sie ist – voller Leid, Elend und Armut –, und auch die Menschen bleiben die gleichen – sie führen auch an diesem bevorstehenden Weihnachtsfest und Jahreswechsel Kriege in unsäglicher Menschenverachtung!

Und dennoch, wir wären arm dran, hätten wir am Ende dieses Jahrhunderts, das nach dem des 30jährigen Krieges sicher das blutigste der Neuzeit war – mit dem Unterschied, daß jenes nur Europa betraf, dieses jedoch fast die ganze Welt – nicht Hoffnung, über die Zeitschwelle in ein neues Jahrhundert, ja Jahrtausend zu treten, das friedvoller wird.

Das 53. GEMENTREFFEN gab dieser Hoffnung Nahrung. Mit seiner Thematik: **1919 – 1939 – 1949 – 1999 – OSTMITTEL-EUROPA: VON DER FEINDSCHAFT ZUR NACHBARSCHAFT** bot es am Ende dieses Jahrhunderts Gelegenheit zu einer Bilanz, in der im Rückblick sowohl politisches Versagen, Mißerfolge, Fehlleistungen und menschliche Grausamkeit auf der einen Seite, als auch beharrliches Bemühen um Humanität, um Überwindung von Haß und Feindschaft, um Ausgleich und Versöh-

Dem Licht entgegen

Geistliches Wort

Pfarrer Paul Magino

Wenn in der Heiligen Nacht der Prophet Jesaja gelesen wird, mutet dieser Text an wie ein Wort aus unserer Zeit. Eingefangen sind die Sehnsüchte und Hoffnungen, die Erwartungen und Träume von Vielen, von ganzen Völkern und Nationen.

„Das Volk, das im Dunkeln lebt, sieht ein helles Licht, über denen, die im Land der Finsternis wohnen, strahlt ein Licht auf. Du erregst lauten Jubel und schenkst große Freude.“ (Jes 9, 1–2a)

Die Zeit der Erwartung, Advent, wandelt sich in Erfüllung in diesen Tagen der Weihnacht. Licht strahlt auf in der dunkelsten Hütte. Von der Geburtsgrube in Betlehem ist in diesem Jahr das Friedenslicht in alle europäischen Länder gebracht worden. Pfadfinder haben den Dienst der Lichtträger übernommen vom Geburtsort Betlehem über Frankfurt in die Diözesen, Dekanate und Gemeinden Deutschlands. Eine kleine Flamme, so leicht zu zerstören, so

nung auf der anderen Seite erkennbar wurden.

Der Wille zum Dialog, der Spaltung überwindet, Menschen und Fakten verändert und am Ende dieses Jahrhunderts Perspektiven in eine friedvollere Zukunft eröffnet, ist in unseren Tagungsgesprächen deutlich geworden. Insbesondere wurde in den Re-

nende Fragen des gegenseitigen Verhältnisses zueinander und des angestrebten Miteinanders diskutiert wurden. Die Berichte in dieser Ausgabe des *adalbertusforums* geben davon – wenn auch wieder gekürzt und zusammengefaßt – beredtes Zeugnis.

Der Wandel von der Feindschaft zur Nachbarschaft wurde jedoch bei diesem Geme-

ner zum Ausdruck brachte, daß er hier nicht nur Nachbarschaft sondern Freundschaft spüre, dann war das sicher kein Lippenbekenntnis, sondern die Überzeugung der meisten Teilnehmer, die er zum Ausdruck brachte.

Den Schlußakzent dieser Tagung setzte Dr. Dietmar Albrecht, Leiter der Ostseeakademie Lübeck-Travemünde, auf meine Bitte in einem Akt der Freundschaft binnen weniger Tage für den erkrankten finnischen Botschafter a. D. Karppinen eingesprungen. Sein Referat in der Festlichen Stunde – hier im Wortlaut abgedruckt – gipfelte in der Vision eines *neuen transnationalen Europas*, in dem *mehr Toleranz, mehr Demokratie, mehr Sicherheit und Menschlichkeit* herrschen können, und er schloß mit der Mahnung des hl. Stephan von Ungarn an seine Untertanen vor 1000 Jahren: „*ein Land, das nur in einer Sprache spricht, ist töricht und zerbrechlich.*“

So wurden bei diesem letzten Gementreffen im 20. Jahrhundert eine Reihe von hoffnunggebenden Perspektiven für die Zukunft im kommenden Jahrtausend deutlich, zugleich aber auch die Verpflichtung für uns in unserer weiteren Arbeit, sie konsequent zu verfolgen. Ermutigend dazu ist sicher auch die Anerkennung, die unsere Arbeit in Polen durch die zweifache Auszeichnung in diesem Jahr gefunden hat. Einmal mehr wurde jedoch in Gemen wieder erfahrbar, daß letzte Hoffnung für die Zukunft uns nur aus dem Glauben an Gott zufließt, in dessen Händen die Erfüllung all unserer Millenniums-Erwartungen liegt.

Gerhard Nitschke

1. Vorsitzender des Adalbertus-Werkes e.V.

MILLENNIUM

feraten, Arbeitskreisen und Gesprächsforen – die erneut von hohem Niveau und einer von Toleranz bestimmten Gesprächskultur gekennzeichnet waren – spürbar, daß es möglich ist, in Europa zu neuen Ufern vorzudringen, an denen die Verkettung von Unrecht und Gegenunrecht, von Totalität und Unterdrückung, von Nationalismus und Rassismus, von ethnischer Säuberung und Völkermord ein Ende finden und einer friedlichen Nachbarschaft, einem Miteinander der Völker und ethnischen Gruppen weichen.

Ansätze dazu gibt es in Fülle, das zeigten sowohl die einzelnen Berichte der Referenten aus vier verschiedenen Ländern in den Arbeitskreisen, als insbesondere auch das ökumenische Gesprächsforum am Samstagvormittag, in dem mit überraschender und erfreulicher Offenheit – und mit großem Verständnis für einander und die zum Teil sehr differierenden Ausgangspositionen und Meinungen in den drei Konfessionen – von den Gesprächspartnern bren-



treffen auch wieder ganz konkret erfahrbar durch die menschliche Begegnung: unter den ca. 200 Teilnehmern waren wieder über 50 mit einem Bus aus Danzig gekommen, die Referenten kamen aus sieben Ländern. Die deutsche und die polnische Sprache war allenthalben präsent, insbesondere in den unterschiedlichen Gottesdiensten in den Gebeten und Liedern.

Wenn am Ende der Tagung in der Festlichen Stunde unser polnischer Freund Prof. Dr. Januszajtis unter dem Beifall der Zuhö-

vorsichtig weiterzugeben, so verletzlich, erleuchtet in der Heiligen Nacht die Kirchen und Wohnungen unseres Landes. Sinnbild ist sie für das Kind, von dem der Prophet kündigt, für das Licht Jesus Christus.

Keine Romanze ist die Geburt des Erlösers. Davon weiß auch Jesaja. Der da kommt, wird Anwalt sein für die Armen und Unterdrückten. Er wird das rechte Maß verkünden, er wird alles richten. „*Denn wie am Tag von Midian zerbrichst du das drückende Joch, das Tragholz auf unserer Schulter und den Stock des Treibers. Jeder Stiefel, der dröhnend daherstampft, jeder Mantel, der mit Blut befleckt ist, wird verbrannt, wird ein Fraß des Feuers.*“ (Jes 9; 3–4) Das weckt Erinnerungen an die Treiber der Vertreibung, an die Stiefel der selbsternannten neuen Herren, an die Mäntel der Diktatoren unserer Zeit.

Was ist die Kraft und Macht, die Möglichkeit und Stärke dieses lange ersehnten Versöhners? Seine Stärke liegt in der Schwachheit, im Kindsein, in der Einfachheit. „*Denn ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt. Die Herrschaft liegt auf seiner Schulter, man nennt ihn wunderbarer Ratgeber, starker Gott, Vater in Ewigkeit, Fürst des Friedens. Seine Herrschaft ist groß und der Friede hat kein Ende.*“ (Jes 9, 5–6a)

Was wissen wir schon vom Ziel des Lebens, von der Ankunft, wenn wir uns aufmachen oder gezwungen sind, loszugehen in neues Land, zu anderen Menschen?

Hermann-Josef Frisch drückt das aus in seinem „Weihnachtsgedicht“:

*Wer weiß schon
wo das Ziel ist
wenn man sich aufmacht
wenn man losgeht
wenn man auf der Suche ist
wenn man einem Stern folgt.*

*Wer weiß schon
was einen erwartet
wenn man ankommt
wenn sich die Verheißung erfüllt
wenn man das Kind findet
wenn man zu Hause ist.*

Das Kind in der Krippe von Betlehem macht uns neuen Mut, neue Hoffnung, schenkt uns Kraft zur Versöhnung, zu Schritten zueinander, erfüllt Sehnsüchte, gibt Hoffnung, die trägt auch in ein neues Jahr 2000.

Diese Erfüllung wünsche ich uns allen für dieses Weihnachten und für das neue Jahr 2000.



Dom zu Pelplin, Detail aus der Predella des Marienaltars von Hermann Hahn, 1618.

Hohe Auszeichnungen der Republik Polen

Zu einem besonderen Ereignis hatte die Außenstelle der Botschaft der Republik Polen am 8. November 1999 nach Köln eingeladen. Johannes Goedeke, Geistlicher Ehrenbeirat des Adalbertus-Werkes und Gerhard Nitschke, Vorsitzender, erhielten aus der Hand des Gesandten Dr. Krzysztof Miszczak das *Kavalierkreuz des Verdienstordens der Republik Polen* überreicht, das ihnen der Präsident der Republik verliehen hat. Mit dieser hohen Auszeichnung des polnischen Staates wurden deren Verdienste innerhalb des Adalbertus-Werkes und weit darüber hinaus um Aussöhnung und Dialog zwischen Deutschen und Polen gewürdigt. Dabei sei festgehalten, dass damit zum ersten Mal die Spitze einer Vertriebenen-Gemeinschaft in dieser Weise von polnischer Seite ausgezeichnet wurde.

Eine Reihe von Gästen aus Polen, aus den Familien der Ausgezeichneten, Freunde, Botschaftsangehörige und der Vorstand des Adalbertus-Werkes erlebten diese Feierstunde.

In seiner Laudatio zeichnete der Gesandte Dr. Miszczak die bewegte Lebensgeschichte von Johannes Goedeke nach. Er würdigte dessen unablässigen Einsatz für Dialog und Versöhnung aus dem Glauben und seine Verdienste um die Arbeit des Bildungswerkes der Danziger Katholiken. Er bezeichnete ihn als einen, der als Priester mitten unter den Menschen war und ist.

Mit Gerhard Nitschke ist nach den Worten des Gesandten die Geschichte und wichtige Bedeutung des Adalbertus-Werkes untrennbar verbunden. Als ehemaliger Danziger ist er ein Anwalt seiner Stadt in Deutschland und in Polen, führt er Menschen zusammen, stiftet er Dialoge und schafft so Versöhnung. Beide tun einen wichtigen Dienst auf dem Weg zu einem vereinten Europa.

Tief bewegt bedankte sich Johannes Goedeke für die Auszeichnung. Wichtig sind ihm auch die polnischen Freunde, die er gewonnen hat, mit denen er den nicht immer leichten Weg des Miteinanders und der Versöhnung ging. Erinnerungen sind wach geworden an diesem Tag, an denen er die Festversammlung teilnehmen ließ.

Gerhard Nitschke schloss in seinen

Dank auch alle Mitglieder und Verantwortlichen im Adalbertus-Werk ein. Die Auszeichnung, die er erhalten hat, ist auch Auszeichnung für das Bildungswerk der Danziger Katholiken. Das Miteinander von Laien und Priestern in diesem Werk ermöglicht neue Wege, schafft Verbindungen zwischen Völkern und Nationen. Den Ort der Ordensverleihung, jetzt Außenstelle aber bis vor wenigen Monaten noch Hauptsitz der polnischen Botschaft in Deutschland, erlebe er inzwischen als einen vertrauten Ort, als ein Stück Zuhause. Sein Dank galt auch seiner ganzen Familie, vor allem seiner Frau Regina, die an diesem Tag nicht dabei sein konnte.

Für den Vorstand und das ganze Adal-



bertus-Werk konnte ich den beiden Ausgezeichneten gratulieren und mich beim Gesandten bedanken. Dass die Republik Polen in einem Festakt einen Priester und einen Laien ehrt, ist ein Bild für eine Kirche der Zukunft. In gemeinsamer Verantwortung tragen und tragen sie die Arbeit des Verbandes, jeder in seiner Aufgabe. Priester sind Beirat im Werk, Laien sind die Vorsitzenden. Wenn Kirche auf dem Weg ins Jahr 2000 nach Leitungsmodellen sucht, kann sie hier gelungenes und bewährtes Miteinander theologisch verantwortet vorfinden.

Lange noch war der festliche Saal der Außenstelle der Botschaft der Republik Polen an diesem Tag Ort für Begegnung, Erinnerung, Ort für Segenswünsche und für Vereinbarungen zu nächsten Schritten.

Paul Magino

Für den ursprünglich im Programm für dieses Thema vorgesehenen Referenten, Prof. Dr. Hans Mommsen, der leider verhindert war, sprang Prof. Dr. Hoebink ein, indem er kurzfristig außer dem zweiten Referat auch den Eröffnungsvortrag übernahm, wofür ihm besonderer Dank galt.

Im Hinblick auf den anzusprechenden Zeitraum vom Ende des Ersten Weltkrieges bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges sah sich der Referent vor zwei Probleme gestellt:

1. Es ist schwer, die Tragödie Deutschlands vom Versuch eines demokratischen Aufbaus bis zu dessen Scheitern in einem kurzen Referat zusammenzufassen.
2. Für das Ausland ist diese Zeit einfach die „Zwischenkriegszeit“ ohne eigene politische Umbrüche.

Der Weg vom Kaiserreich zur Demokratie des besiegten Deutschlands war in mehrfacher Hinsicht schwer belastet. Im Kaiserreich gab es ja kein allgemeines Wahlrecht für alle in Preussen galt das Dreiklassenwahlrecht. Das politische Interesse der Deutschen war auf kleine Zirkel beschränkt. Der Durchbruch zu demokratischen Gesellschaftsformen litt unter der Last eines verlorenen Krieges. Die Demütigung des nationalen Ansehens wurde von der geistigen Elite auch als persönliche Schande empfunden. Der Versuch sozialdemokratischer „Volksbeauftragter“, mit einem Demokratieaufbau eine Versöhnung mit der Niederlage zu verknüpfen, war von Anbeginn gefährdet durch nationale „Eliten“ in der Volksvertretung. Deshalb bemühte sich der erste Reichspräsident Friedrich Ebert, solche Traditionskräfte einzubinden, indem er nicht den „Bruch“ mit der alten Reichsverfassung, sondern deren demokratische „Reform“ propagierte. Er erreichte eine Koalition aus SPD, Zentrum und Deutschnationalen mit dem Ziel, eine „parlamentarische Demokratie“ gegen das Konzept der Linken einer „direkten Demokratie“ als Räterepublik durchzusetzen. Geblieden ist von solchen Ideen bis heute die Institution der „Betriebsräte“.

Wegen der starken Unruhen auf den Straßen Berlins wurde die verfassunggebende Nationalversammlung nach Weimar verlegt. Der Verfassungsentwurf stammte von dem jüdischen Juristen Hugo Preuß. Im Juli 1919 wurde die Verfassung mit folgenden Bestimmungen beschlossen: Deutschland besteht aus 18 Ländern mit starker Bindung an das „Reich“. Reichsgewalt bricht Staats-(Länder-)gewalt. Soziale Grundrechte waren nur als Programm, nicht als Rechtsbindung in die Verfassung eingebaut, die in dieser Hinsicht enttäuschte. Unser Grundgesetz hat aus dieser Erfahrung heraus durchsetzbarere Rechte formuliert.

Die Weimarer Republik blieb unruhig: Klassenkämpfe, kurzfristige Wahlen (21 Regierungen!), populistische Parteaueinandersetzungen, politische Morde. Diese Unruhen wurden durch äußere Einflüsse verstärkt: Der die Entwicklung knebelnde Versailler Vertrag, militärische Ohnmacht

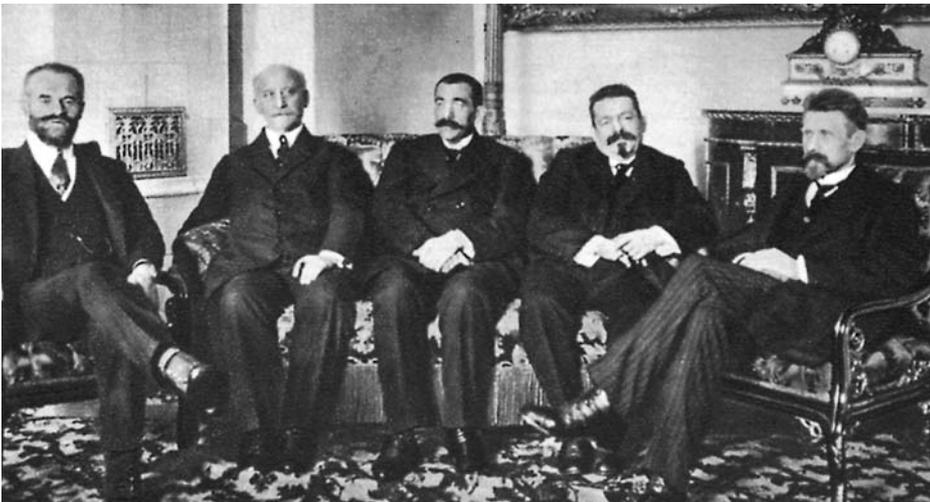
1919–1939 – Vom Frieden zum Krieg

Referent: Prof. Dr. Hein Hoebink,
Münster



(100.000-Mann-Heer), wirtschaftlicher Niedergang. Die Reparationsverpflichtungen wurden akribisch beäugt. Wegen Defiziten gegenüber Frankreich erfolgte die Ruhrgebietsbesetzung. Trotz des großen passiven Widerstands der Bevölkerung musste die Reichsregierung einlenken. Auch Bayern, Thüringen und Sachsen litten unter Sanktionen. Dazu kam die Unsicherheit der Reichsgrenzen. Im Osten versuchten Freikorps, Fakten zu schaffen. Nach Auflösung der Freikorps bekam der Nationalsozialismus Zulauf aus deren Reihen. Im Westen versuchte Stresemann, mit Frankreich Grenzgarantien zu erreichen, indem er Elsass-Lothringen opferte. Die Deutschnationalen sahen in Frankreich das „Schwarze Ungeheuer“. Es war eine Zeit der Ängste, trotz der kulturell „Goldenen Jahre“ 1924 bis 1929. Der Young-Plan der USA zur erträglichen Erfüllung der Reparationsforde-

Die sozialdemokratischen Mitglieder des 1. Weimarer Kabinetts; v. l.: Dr. Landsberg (Justiz), Scheidemann (Ministerpräsident), Noske (Reichswehr), Ebert (Reichspräsident), Wissel (Wirtschaft).



rungen enttäuschte, es kam zur Weltwirtschaftskrise.

Aus diesen Enttäuschungen und Nöten bei den Arbeitern und Angestellten zogen die Nationalsozialisten ihren Vorteil. Sie erzielten bei den Wahlen 1928 nur 2,6 %, 1930 schon 18,3 % und 1932 37,3 % der Stimmen. Ihr Programm gegen das Scheitern der Weimarer Parteien war die „feste Entschlossenheit“ zum Widerstand gegen das „Versailler Diktat“, die Propagierung des „Führerprinzips“, die ethnisch saubere Volksgesundheit. Kurzfristige Ziele waren die Rückeroberung des Rheinlandes, militärischer Wiederaufbau, wirtschaftlicher Aufschwung und Beseitigung der Arbeitslosigkeit. Die anfänglichen Erfolge auf diesen Gebieten festigten den Rückhalt in der Bevölkerung und ermöglichten im Machtausgleich schließlich den Weg in den Krieg und in die Katastrophe.

In der Diskussion kam zunächst die Frage auf, warum die Nazis nach dem Wahlerfolg 1932 im Herbst des gleichen Jahres doch 5 % an Stimmen verloren. Es war die trügerische Hoffnung einer Gruppe um Hindenburg, mit einem Erstarken eines politischen Mitte-Rechts-Bündnisses die Hitler-Bewegung demokratisch einbinden zu können (von Papen beim Zentrum, Hugenberg bei den Deutsch-Nationalen). Und wie kam es zum Stillhalten der Westmächte, zum Münchener Abkommen 1938 über die Eingliederung des deutschen Sudetenlandes? Frankreich war an keinem erneuten Krieg interessiert, es war mit Elsass-Lothringen zufrieden. England hatte mit seinem Empire zu tun und stand der europäischen Entwicklung distanziert gegenüber. Die Niederlande blieben neutral, ließen sich ihre Eigenständigkeit von beiden Seiten garantieren, traten auch nicht dem Völkerbund bei.

Die Friedensregelung nach 1945 wäre nicht denkbar ohne die Erfahrungen der Versailler-Generation. Es wurde das Nationalstaatsprinzip als tragendes Gerüst für die europäische Einigung erkannt. Man erkannte aber auch, dass die Wilson-Doktrin, nämlich das Selbstbestimmungsrecht der

Völker (außer dem deutschen), Nährboden der Konflikte geworden war. Die Grenzfragen blieben damals ungelöst, nationalen Eigeninteressen waren Tür und Tor geöffnet.

Am Ende der Diskussion wurde noch die Frage gestellt, warum die katholische Kirche nach der Machtübernahme der Nazis deren Exkommunikation aufhob. Es war zunächst die Blendung durch den Erfolg, wirtschaftlicher Aufschwung, Vollbeschäftigung, soziale Leistungen. Warnzeichen vielleicht schon 1934 hätten KZ und Judendiskriminierung sein können. Aber Arbeitslager für politische Häftlinge gab es auch in Frankreich und in der Sowjetunion. Hinzu kam das Angebot des Reichskonkordates 1934. Msgr. Goedeke gab als Zeitzeuge einige Hinweise aus dieser Anfangszeit der Nazis: Hitler ging im März 1933 im Frack neben Hindenburg in die Potsdamer Garnisonkirche. Trät er ein preussisches Erbe an? Reichserziehungsminister Rust beschwor vor den Priester-Seminaristen in Braunsberg die Einhaltung des Konkordates mit der katholischen Kirche auch gegen braune Widerstände. Redner des NS-Studentenbundes wurden ausgepiffen. Man glaubte, Hitler selbst habe nun seine „Mein Kampf“-Parolen angesichts der Regierungsverantwortung abgetan. Als das Erwachen kam, war es zu spät.

Eberhard Lilienthal

1949–1989 – Von der Teilung zum Mauerfall

Referent: Prof. Dr. Hein Hoebink,
Münster

Welche politischen Grundzüge und Grundströmungen sind im Rückblick auf 40 Jahre Bundesrepublik auszumachen? Um die Frage zu beantworten, unterschied der Referent anfangs drei unterschiedliche Phasen in ihrer Geschichte und charakterisierte sie thesenartig so:

1. die späten vierziger und die fünfziger Jahre – auf der Suche nach der heilen Welt;
2. die sechziger und z. T. die siebziger Jahre – politische Aufbrüche;
3. die achtziger Jahre – die angestrebte, aber nicht verwirklichte Wende.

Dazu führte er im Einzelnen aus:

1. Nach Einschränkung, Krieg, Terror war seit Kriegsende die Sehnsucht nach einer heilen Welt weit verbreitet. Unterhaltungsfilm wie „Heidi“ waren beliebt, und noch 1964 veröffentlichte der CDU-Politiker Schröder sein Buch: „Für eine heile Welt“. Dieser Sehnsucht stand eine Wirklichkeit vielfältigen Mangels gegenüber, Mangel an Nahrung, Kleidung, Wohnraum, Arbeit...



**Unterzeichnung des Grundgesetzes im
Parlamentarischen Rat am 23. Mai 1949.**

Mangel zu beheben, war traditionell ein Hauptziel sozialdemokratischer Politik; aber ihr Konzept eines demokratischen Sozialismus war in Wahlen nicht sehr erfolgreich – zu sehr wurde der Begriff Sozialismus durch die Ereignisse in der SBZ bzw. der DDR in Verruf gebracht. Da half auch die sehr deutliche Abgrenzung des Vorsitzenden Schumacher von den Kommunisten nichts; wohl lag sie ganz im Trend der antikommunistischen Grundströmung jener Jahre, von der jedoch politisch die Konservativen profitierten. Und mit zunehmender Wohlstandsentwicklung nahm die Zustimmung zur Erhardschen sozialen Marktwirtschaft zu.

Auch in der Außenpolitik gab es deutliche Unterschiede zwischen Schumacher und Adenauer. Wollte der SPD-Führer nationale Bestrebungen durch niemanden stärker und besser vertreten wissen als durch die von nationalistischer Vergangenheit unbelastete SPD, was bei ihm manchmal zu einem recht schroffen Tonfall führte, so erlangte Adenauer gerade durch seine moderater und verbindlicher vorgetragenen Forderungen Entgegenkommen im Ausland. Und war späterhin bei einem Teil der SPD die Vorstellung leitend, dass eine stark national akzentuierte Politik einen Weg unabhängig von Kommunismus und Kapitalismus, einen dritten Weg, ermöglichen könnte, so führte Adenauer seine Außenpolitik, die im Kern immer Deutschlandpolitik war, unter den Stichworten Freiheit und Selbstbestimmung – das Ziel der Wiederherstellung des deutschen Nationalstaates bzw. der Wiedervereinigung wurde also nicht national begründet, sondern mit der Zielvorstellung: Freiheit verknüpft. Deutschlandpolitik wurde so zu einer Europapolitik in enger Anlehnung an den Westen – um den Preis der Kontrolle durch Westeuropa und die USA. Der Referent sah es als Leistung Adenauers an, dass diese Politik als ein Weg zur Gleichberechtigung und nicht zur Beschneidung von Einflussmöglichkeiten gesehen wurde und dass nationalistische Töne klein gehalten wurden – trotz der Basis seiner Partei mit einem erheblichen rechtsnationalistischen Lager.

Die große Sehnsucht nach persönlicher Freiheit und Privatheit wurde auch im kulturel-

len Leben deutlich, etwa in der Achtung, die den Klassikern – in der Literatur z. B. Goethe, Lessing, Schiller, Thomas Mann, Hermann Hesse – entgegengebracht wurden. Und die westdeutsche Verfassung, als Provisorium „Grundgesetz“ genannt, war bzw. ist geprägt von freiheitlichen Vorstellungen, enthält einklagbare liberale Grundrechte, die „freie Entfaltung der Persönlichkeit“ ist als wichtiges gesellschaftlich-politisches Ziel in Art. 2 herausgestellt. Dabei muss man sich vergegenwärtigen, dass die gesellschaftliche Wirklichkeit damals noch anders aussah: Z. B. konnte es vorkommen, dass katholischen Grundschulern verboten wurde, mit den evangelischen Schülern zu spielen; z. B. gehörte Courage dazu, in einer Kleinstadt als Arzttochter zur Liebschaft mit einem Maurersohn zu stehen.

Insgesamt gewann der Verfassungsstaat in dieser ersten Phase der Bundesrepublik Konturen, die Demokratie festigte sich, nicht zuletzt durch den wirtschaftlichen Aufschwung und den Stolz auf die DM. Hätte die Demokratie sich bei mehr Toleranz in der politischen Gesellschaft und vor

allem bei einem weniger autoritären Führungsstil (nicht nur) durch den Kanzler noch besser entwickeln können?

2. Zu Beginn der zweiten Phase befand sich die Bundesrepublik auf einer Woge des Erfolges: Weiteres Wachstum schien selbstverständlich, die Arbeitslosenrate lag bei 1%, ausländische Arbeiter wurden angeworben. Schluss mit der Vergangenheit? Nur wenige Intellektuelle äußerten ihr Unbehagen an der Monotonie der politischen Auseinandersetzung. Ein Buchtitel wie der von Martin Walser (der sich 1961 noch ganz als Linker verstand): „Die Alternative – brauchen wir eine neue Regierung?“ wirkte damals als Provokation.

Lauter und stärker wurde dieses Unbehagen von einer neuen, einer Nachkriegsgeneration, vorgetragen, die im Namen von Aufklärung und kritischer Wissenschaft eine neue Gesellschaft forderte; diese Gesellschaft sollte vor allem durch eine reformierte Schule bzw. Hochschule auf den Weg gebracht werden. Der Angriff auf das „System“ mit go-ins, sit-ins, teach-ins beschäftigte die Öffentlichkeit nicht weniger als ihr neuer Lebensstil mit „freier Liebe“, offenen Wohngemeinschaften und poppigen Modetrends mit Minirock und Beattlesfrisur. Im Eingehen auf die neue Situation zeigte der Staat im Ergebnis mehr Toleranz, weniger autoritäres Gehabe als zuvor, die Chancen von sozialem Aufstieg waren gestiegen, so dass man insgesamt von Jahren der Erneuerung sprechen und der Demokratie attestieren kann, sie habe ihre Reifeprüfung bestanden. Dazu gehörte auch der demokratische Wechsel zu einer neuen Regierungskoalition.

3. Schon in den siebziger Jahren verlor der Aufschwung seine Flügel. Zwei Energiekrisen erschütterten den Glauben an die weitere Wohlstandsentwicklung, auch der Glaube an die Machbarkeit gesellschaftlichen Fortschritts ging verloren. Neben der wirtschaftlichen Unsicherheit traten die ökologischen Probleme immer deutlicher ins Bewusstsein der Menschen. Selbst wenn es wieder eine lange Zeit ungebremsten wirt-



**9. November 1989 –
Berliner feiern den Fall
der Mauer.**

chaftlichen Wachstums geben sollte, würde das nicht auf Kosten der Umwelt gehen? 1984 traute eine Mehrheit der Deutschen den liberalkonservativen Parteien eine Wende zu. Sie blieb auch nicht ganz aus – aber notwendige Anpassungen fielen zu gering aus. Der Druck, soziale Leistungen zu kürzen, nahm zu. Es kam nicht, was notwendig gewesen wäre (und bis heute notwendig ist) zu einer grundlegend neuen Bestimmung des Verhältnisses von interessegeleitetem Individualismus und gelebtem Gemeinsinn. Bei einer Mehrheit der Bevölkerung herrscht die Vorstellung – nach wie vor – dass die negativen Auswirkungen neuer Entwicklungen sich auf Minderheiten beschränken lassen und sie selbst nicht betroffen werden. Deshalb erscheint vielen gar keine Entscheidung immer noch besser als eine harte Lösung von Problemen.

Zwar wurden weiterhin die etablierten Parteien gewählt, aber das Vertrauen in sie schwand, sicher auch deshalb, weil sie sich als abgehoben von der übrigen Gesellschaft darstellten. Jugendliche spielten und spielen in den Parteien kaum mehr eine Rolle – eine Ausnahme bildeten die in den achtziger Jahren neu erscheinenden Grünen.

Schon in diesen Jahren begann, was sich im 21. Jahrhundert verstärkt fortsetzen wird: innenpolitisch die Notwendigkeit, Reformen einzuleiten und durchzuführen, und außenpolitisch auf die Herausforderungen der Globalisierung zu antworten. Dabei ist allerdings festzustellen, dass immer mehr politische Fragen wirtschaftlicher, sozialer und ökologischer Art, Fragen der Verbrechensbekämpfung, ja sogar solche von Krieg und Frieden nicht mehr von demokratisch gewählten Gremien, sondern abseits gewählter Institutionen entschieden werden. Außerdem gehen Veränderungen immer schneller vonstatten, demokratische Entscheidungsprozesse sind zu langsam, kommen ihnen nicht nach. Deshalb müssen demokratische Entscheidungswege neu überdacht werden. Und der Zwang zu immer mehr internationaler Zusammenarbeit wird nur zu annehmbaren Ergebnissen führen, wenn gegenseitige Kenntnis voneinander und Respekt voreinander – auch über die alten, Europa bis 1989 trennenden Grenzen hinweg – den notwendigen Gemeinschaftsgeist ermöglichen.

Interessant dürfte für die Leser vielleicht noch sein, was der Referent zum Thema Deutschland und Europa in der Diskussion ausführte: Den meisten Deutschen ist zu wenig bewusst, wie einschneidend die Wiedervereinigung Deutschlands (auch) für unsere europäischen Nachbarn gewesen ist bzw. ist. Bis dahin war eine beherrschende Stellung der Bundesrepublik in Europa nicht möglich gewesen; jetzt ist eine solche Hegemonialstellung Deutschlands wegen seiner neuen Größe sehr wohl denkbar. Die (bewusste) „Harmlosigkeit“, mit der Kohl die Deutschland- bzw. Europapolitik in der Nachfolge der Selbstbeschränkung Adenauers geführt hat, sieht der Referent als große politische Leistung an, damit Angst vor Deutschland erst gar nicht aufkommt oder gemindert wird. **Ingrid Neudeck**

1989–1999 – Auf dem Wege zur Einheit

Impulsreferate mit anschließendem Gesprächsforum

Referat aus westeuropäischer Sicht

*Dr. Theo Mechtenberg,
Bad Oeynhausen*

Dr. Theo Mechtenberg rief zunächst einige Daten aus dem denkwürdigen Jahr 1989 in Erinnerung. Den Auftakt bildeten im Januar die Gespräche am runden Tisch in Warschau. Damit wurde eine Entwicklung eingeleitet, die am 4. Juni zum Wahlerfolg der „Solidarność“ führte und im August die Bildung einer Regierung unter Tadeusz Mazowiecki ermöglichte. Damit war Polen das erste Land, das aus dem kommunistischen Block ausbrach und den Weg zur Freiheit

lichen Greuelthaten begann, die dieses Jahrzehnt bis heute überschatten.

Das Jahr 1989 zeige somit eine gewisse Ambivalenz. Der Auflösungsprozess des kommunistischen Machtsystems trat in seine letzte Phase – ein Prozess, nicht nur voller Chancen, sondern auch voller Risiken. Diese Entwicklung verlief und verläuft keineswegs einheitlich – im geeinten Deutschland und in Mitteleuropa anders als in Russland und der GUS und wiederum anders auf dem Balkan.

Dr. Mechtenberg beschrieb dann die unterschiedlichen Integrationskonzepte, die sich aus dem Verlust der diktierten „Einheit“ ergaben, einer Einheit, die keinen Pluralismus zuließ. Er verglich den Zusammenbruch des kommunistischen Systems mit



Der „Runde Tisch“ in Warschau, 1989.

auch für die anderen sozialistischen Länder bahnte. Im Februar billigte das ZK der ungarischen Kommunisten die Bildung unabhängiger Parteien, später ehrte man in Budapest die Führer und Opfer des Aufstandes von 1956, und im August wurde im Rahmen eines Freundschaftstreffens die ungarisch-österreichische Grenze geöffnet.

Im Herbst verließen Zehntausende von DDR-Bürgern über Ungarn, Polen und die CSSR ihren Staat. Gleichzeitig demonstrierten Hunderttausende in der DDR für Reformen, wobei sich der Akzent mit der Zeit von „Wir sind das Volk“ zu „Wir sind ein Volk“ verschob. Mit der Öffnung der Mauer am 9. November war dann faktisch bereits das Ende der DDR besiegelt.

Ein reines Jubeljahr war es aber nicht. Es sei auch zu erinnern an das Massaker auf dem Platz des Himmlischen Friedens in Peking und daran, dass Slobodan Milošević 1989 serbischer Präsident wurde und zur 600-Jahr-Feier der Schlacht auf dem Amselfeld, also im Kosovo, eine Rede hielt, die mit der Umsetzung seines ethno-nationalistischen Programms mit den uns bekannten Erscheinungen ethnischer Säuberungen, kriegerischer Verwicklungen und aller mög-

dem biblischen Bericht vom Turmbau zu Babel und sah es als einen weiteren Beleg für das Scheitern eines jeden Versuchs an, die Menschheit unter Negierung von Freiheit und Pluralität zu einen. Er wies auch auf die Gefahr des Nationalismus hin, der sowohl im Freiheitskampf der Völker eine emanzipatorische Funktion erfüllen, als auch seine repressive, gegen alles national Fremde gerichtete Seite offenbaren kann. Diese Gefahr findet ihren extremsten Ausdruck im Ethnonationalismus. Auch wenn er nicht rassistisch begründet wird, so werden doch Merkmale wie Sprache und Religion politisch instrumentalisiert. Zu welchen Konsequenzen das führt, mussten wir in den vergangenen Jahren auf dem Balkan erleben und erleben es weiterhin.

Er machte dann einige Anmerkungen zur Osterweiterung der EU. Für die Staaten zwischen Ostsee und Schwarzem Meer erscheine das Ziel eindeutig. Es ist der ökonomische, soziale und politische Beitritt zur EU, sicherheitspolitisch zur NATO, wobei dieser Schritt für Polen, Ungarn und Tschechien bereits vollzogen wurde. Der Weg zur Einheit ist damit als Osterweiterung des

bestehenden westlichen Integrationssystems vorgezeichnet.

Der Referent ging dann auf die Problematik ein, die mit der Einheit Deutschlands verbunden ist und erklärte, dass z. B. die Menschen am 4. November auf dem Berliner Alexanderplatz für tiefgreifende Veränderungen des sozialistischen Systems eintraten und keineswegs für seine Abschaffung. Sie hatten die Einheit Deutschlands nicht im Sinn. Die Grundvoraussetzung für die Einheit Deutschlands war die Destabilisierung der DDR, die aber nicht unbedingt zur Einheit führen musste. Andere Szenarien, darunter auch ein neuer Ost-West-Konflikt, wären durchaus denkbar gewesen. Es ist in erster Linie dem diplomatischen Geschick der damaligen Akteure zu verdanken, dass es dazu nicht gekommen sei. Er führte dann seinen Bericht über die diplomatischen Verhandlungen bis zum Zustandekommen der Zwei-plus-Vier-Gespräche noch ausführlicher aus und kam zu seinem letzten Punkt: Die Problematik der Einheit Europas.

Während die Einheit Deutschlands nur wenige Monate in Anspruch nahm und mit

ihrem Vollzug die östlichen Bundesländer ohne Anwartschaft und Übergangslösungen Teil der EG und der NATO wurden, steht die Aufnahme der ersten mitteleuropäischen Kandidaten in die EU erst für das kommende Jahrzehnt zu erwarten. Konflikte könnten noch entstehen, falls die in allen Ländern offen und latent vorhandenen nationalistischen Bestrebungen ein politisches Übergewicht bekämen und die Europa-kepsis weiter wachsen würde. Auch die Europawahlen bewegten kaum eine Mehrheit der Bürger zur Stimmabgabe. Es mangelt an einem europäischen Bewusstsein der Bürger.

Der Referent sieht aber auch die positiven Seiten: Die vielen Probleme zeigen eben, dass man es mit keinem Einheitskonzept zu tun hat, das Freiheit und Pluralismus ausschließt. Eine Integration, die der Vielfalt der Nationen, ihrer Kulturen und Religionen gerecht wird und die Menschenrechte garantiert, ist ein mühevoller Prozess, der viel Geduld brauche. Er schloss mit den Worten: „Für ein solches Europa lohnt sich jedenfalls der Einsatz über die Schwelle des kommenden Jahrtausends hinaus.“

mit, aber Jugoslawien wurde vergessen. Man dachte nicht an eine europäische Lösung, sondern an eine deutsche Lösung im europäischen Kontext. Das einzige, was durch die deutsche Vereinigung auf Jugoslawien abfärbte, war das Prinzip – bei der KSZE in Helsinki festgeschrieben – dass die nationale Selbstbestimmung einen Vorrang vor einer anderen Lösung hat.

Krzemiński meinte, man hätte Jugoslawien eine Chance geben sollen, etwa ein Angebot – zu einem wenn auch viel späteren Zeitpunkt und nach Erfüllung verschiedener Voraussetzungen – in die damalige noch EWG aufgenommen zu werden, aber dieses wurde nicht versucht. Der Zerfall Jugoslawiens bis hin zum Kosovokrieg sei eng mit der polnischen Frage, die heute Osterweiterung heißt, verbunden.

Er warf dann die Frage auf, inwiefern die EU die normgebende Instanz sei, die Europa für die nächsten Jahrzehnte regeln soll und sah es als enormen Erfolg an, dass Europa den Euro habe. Man schaffe damit eine zumindest finanzpolitische Einheit, aber es gäbe zwei verschiedene Zonen. Die einen sind Mitglieder der EU, die anderen sind Anwärter und es ist nicht gesagt, dass sie auch tatsächlich den Sprung zur Mitgliedschaft schaffen. Eine andere Frage sei, ob die EU überhaupt schon in der Lage sei, diese Staaten aufzunehmen. Liegt das Problem z. B. mit der polnischen Landwirtschaft an Polen oder liegt es generell an der Struktur der Agrarpolitik? So könnte man Punkt für Punkt die Probleme der Osterweiterung diskutieren.

Zum Schluss kam der Referent noch auf das deutsch-polnische Thema. An der Grenze Deutschland/Polen werde sich das Nachbarschaftsverhältnis abspielen, das die Zukunft Europas mitbestimme. Wird diese nur eine unbedeutende Linie auf der Landkarte sein, ohne Staus, kein bürokratischer Riegel für die Nachbarn des jeweiligen Landes, oder wird es ein Andreasgraben, eine neue

Referat aus ostmitteleuropäischer Sicht

Adam Krzemiński, Warschau

Adam Krzemiński sah dann seine Aufgabe darin, einige Gegenthesen zu den Ausführungen von Dr. Mechtenberg aufzustellen, meinte jedoch, das sei kaum möglich, da so konträr die allgemeinen Grundsätze nicht wären, wohl aber der optische Blickwinkel. Er wollte daher keine Wiederholung des schon Gesagten bringen, sondern zunächst nur drei Punkte herausgreifen: das Massaker in Peking, die halbfreien Wahlen am 4. Juni in Polen und etwa zur selben Zeit das Fest auf dem Amsfeld, bei dem Milošević seine Losung für die Lösung der jugoslawischen Probleme abgab.

Für China war es ein Rückfall in den Totalitarismus kommunistischer Prägung, in Jugoslawien ein Rückgriff auf die Geschichte, aber für Polen eine „Wiedergewinnung der Zukunft“. Polen habe immer wieder versucht, sich aus dem Totalitarismus stalinistischer Prägung herauszuwinden – zuerst 1956, dann Schritt für Schritt mit Reformmodellen, auch vor und in der Phase des Kriegszustandes – schließlich habe es gewonnen. Es gab fertige Reformmodelle und auch normgebende Instanzen von außen, wie die Vorstellung, es gibt einen Westen, zu dem wir gehören wollen, es gibt eine Wertegemeinschaft, in Polen geprägt durch die katholische Kirche, es gibt ein Gefühl, artikuliert in der Solidarność und in verschiedenen Zirkeln, die in den Kirchen entstanden. Man entwickelte Modelle für Wirtschaft, Politik bis hin zur Kultur der 90-er Jahre und das ging auf.

Er kam dann auf das Thema Polen-Jugoslawien zu sprechen. Beide Staaten sind Kinder des 1. Weltkrieges. An ihrem Beispiel

im 20. Jh. kann man gewisse parallele Entwicklungen zeigen, aber auch Unterschiede, die bis heute Polen als Gewinner und Jugoslawien als Verlierer zeigen. Warum gelang es den Polen und den Jugoslawen nicht? Jugoslawien war ein multiethnischer Staat wie Polen auch und hatte in der Zwischenkriegszeit dieselbe Funktion in der europäischen Strategie wie Polen. Entscheidend war der Einschnitt 1945. Jugoslawien hatte gegenüber Polen eine gute Ausgangsposition. Es hatte sich selbst befreit. Es war zwar kommunistisch mit Tito als ungekröntem König, aber es hatte eine Funktion in Europa als Land zwischen den Blöcken. Polen dagegen musste sich diese Freiheit erkämpfen. Es wurde künstlich neu geschaffen, da sich die Grenzen verschoben hatten. Es bekam eine neue Geographie und die Gesellschaft war in sich zerrüttet.

Doch in den 80-er Jahren nach Titos Tod wendete sich das Blatt. Polen hatte die Modelle der EWG und der NATO vor Augen, es wollte zurück zu Europa und wusste, der Weg führt über Deutschland. Polen war in gewissem Sinne auch Nutznießer der Einigung Deutschlands. Die Nachbarn spielten ja



Zeichnung: Smetek/DIALOG

Mauer werden, weil diese Nachbarschaft noch nicht für die Zukunft in Europa programmiert ist? Vor einigen Jahren noch gab es eine bessere Philosophie der Nachbarschaft als heute, eine deutsch-polnische Interessengemeinschaft. Diese ist durch einige politische Debatten erschüttert worden, die die Atmosphäre vergiftet haben. Für die Polen steht fest, dass Europa ihre Probleme nicht so lösen wird, wie sie es sich vorgestellt haben.

Gesprächsforum mit beiden Referenten

Moderation:

Wolfgang Nitschke M. A., München

Aus der lebhaften Diskussion, die sich an die beiden Referate anschloss, können hier nur einige Ausschnitte wiedergegeben werden:

Auf die gute Frage, was denn z. B. Griechenland, Spanien, Portugal und Irland von der Osterweiterung hätten, gäbe es keine gute Antwort, meinte *Adam Krzemiński*. Man sollte diesen Ländern klarmachen, dass der Osten keine Bedrohung und auch keine Belastung für die EU sei. Man höre oft die Befürchtung, die Osterweiterung würde sehr hohe Kosten verursachen, da doch schon die Vereinigung Deutschlands so teuer war. Das sei aber etwas ganz anderes. Die deutsche Vereinigung sei nicht das Modell für die Osterweiterung. Man kann eben nur an die gesamteuropäische Solidarität appellieren und auch evtl. damit locken, dass z. B. Polen eine Brücke zu dem riesigen wirtschaftlichen Raum Russland werden könnte, was in Zukunft auch keine Belastung, sondern eine Chance sein wird.

Auf die Frage, wie die Polen, die sich früher sehr auf den damaligen Bundeskanzler Kohl verlassen haben, Bundeskanzler Schröder einschätzten, antwortete er, dass man zunächst skeptisch gewesen sei. Heute aber sieht man, dass er Dinge anpackt, wie z. B. die Entschädigung der Zwangsarbeiter, an die Kohl nicht heranging. Auch hat Schröder betont, dass ihm die Osterweiterung am Herzen läge.

Kritische Anfragen gab es zu der angeklungenen etwas pessimistisch anmutenden Einstellung beider Referenten zu Europa. Die europäische Frage sei nun mal eine Frage von Krieg und Frieden und die meisten Menschen würden das auch so sehen. Die Wahlmüdigkeit hätte mehr etwas mit Bequemlichkeit und Wohlstand zu tun. In der deutschen Politik gehörten Deutschland und Europa längst zusammen. Diese Erkenntnis sollte positiv in die Zukunft schauen lassen.

Es kam auch die Frage, ob man denn Polen in die EU aufnehmen könne, ohne auch der Türkei die Mitgliedschaft anzubieten. Daraufhin entspann sich eine längere Diskussion über die Türkei, ihr Verhältnis zu den Kurden etc., an der beide Referenten



V.l.: Adam Krzemiński, Wolfgang Nitschke, Dr. Theo Mechtenberg.

beteiligt waren. *Dr. Mechtenberg* meinte u. a., man sage zwar immer, die Türkei gehöre nicht zu Europa wegen der Nichteinhaltung der Minderheitsrechte. Er hätte aber auch den Verdacht, man verweigere ihr den Zutritt, weil sie muslimisch sei und dagegen würde er sich wehren.

Breiten Raum nahmen im Gespräch auch die von Adam Krzemiński dargelegten Parallelen im Verhältnis Polen und Jugoslawien ein, in Fragen und Antworten wurde das Bild beider Länder und ihre heutige Situation weiter verdeutlicht.

Zum Schluss wurde von beiden Referenten noch einmal veranschaulicht, was Europa denn eigentlich sei, nämlich eine pragmatisch gewachsene Gemeinschaft, die als Wirtschaftsgemeinschaft begann und einen Wachstumsmarkt hervorbringen sollte. Daneben aber ist Europa auch eine Gemeinschaft wechselseitiger Kontrolle, guter

Nachbarschaft und friedlicher Zusammenarbeit, zwischen Polen und Deutschland ist dies 1991 Gegenstand eines Vertrages geworden. Die Bundesrepublik hat sich verpflichtet, in der Europäischen Gemeinschaft Vermittler für Polen zu sein. Doch dieses alles sei dennoch zu wenig, meinte abschließend *Gerhard Nitschke*: Europa müsse geistig gefüllt werden, müsse auch eine Wertegemeinschaft sein mit ganz besonderen Prioritäten – wie z. B. die Menschenrechte – eine Wertegemeinschaft, die auf die abendländische Tradition zurückgeht und im Christentum ihre Wurzeln hat. Wenn das nicht gelinge, könne man solche Ereignisse, wie sie zur Zeit auf dem Balkan geschehen, auch in Zukunft nicht ausschließen.

Christel Gollmann

ARBEITSKREISE

Geistige Strömungen und ihre politischen Auswirkungen im 20. Jahrhundert – Resümee und Ausblick

Betonung des Ethnischen, Nationalismus, Rassismus

Einführungsreferat:

Dr. Sirje Kivimäe, Tallinn

Moderation: Norbert Czerwinski, Düsseldorf

Für diesen Arbeitskreis konnte Dr. Sirje Kivimäe gewonnen werden, die sich als Historikerin intensiv mit den nationalen Verhältnissen in Estland beschäftigt hat. Gerade an der Geschichte der baltischen Länder lässt sich das Wechselspiel von notwendiger nationaler Selbstbehauptung und aggressivem Nationalismus beobachten. Seit der Zeit der Ordensritter und der damaligen Ostkolonisation war der Großgrundbesitz und die städtische Oberschicht

deutsch geprägt. Hinzu kam die schwedische und später die russische Oberherrschaft. Die Esten hießen einfach „die Leute“. Für die Esten war die Entdeckung und Herausbildung eines ethnischen Selbstverständnisses bzw. Selbstbewusstseins ein Prozess, der sich – angestoßen von der deutschen Aufklärung – über das ganze 19. Jahrhundert hinzog. Nach der Revolution 1905 hieß es, dass der estnische Nationalismus abwehrend sei und deshalb nicht mit dem aggressiven Nationalismus von Deutschen oder Russen zu vergleichen sei. In diesem Sinne wurde auch im Manifest zur Unabhängigkeit vom Februar 1918 den nationalen Minderheiten Schutz zugesichert. Doch die deutsche Okkupation bis Novem-



V.l.: Dr. Sirje Kivimäe,
Norbert Czerwinski.

ber 1918 unterdrückte alles estnische. Anschließend war Estland Schauplatz des Bürgerkrieges zwischen Weißen und Roten. Neben den russischen Bolschewiki kämpften auch deutsche Freikorps. Diese Erfahrungen brachten einen Wechsel im estnischen Nationalismus, er wurde aggressiver. Wie in anderen Ländern auch gab es gerade in den dreißiger Jahren eine starke nationalistische Stimmung. Frau Dr. Kivimäe fragte, ob es eine besondere Konjunktur für Nationalismus gebe. 1934 etablierte sich ein autoritäres Regime. Auch hier fragte die Referentin, ob sich das nicht geradezu bedinge.

Die Jahre 1939 bis 1949 waren geprägt von Unterdrückung und Deportation. Wiederrum wurde das Schicksal Estlands von dem Verhalten Deutschlands und Russlands bestimmt. Zunächst erfolgte die Besetzung durch die Rote Armee, die als „sozialistische Revolution“ verklärt wurde. Einerseits wurden gemäß der deutsch-russischen Vereinbarungen die Deutschbalten zwangsweise in das deutsch besetzte Polen umgesiedelt. Die Esten nahmen dies mit Achselzucken hin, galten die Deutschbalten doch als Herrenschicht. Gleichzeitig wurden etwa 11.000 Esten nach Russland deportiert. Dies

August 1989 – 600 km Menschenkette verbinden Tallinn–Riga–Wilna anlässlich des 50. Jahrestages des Hitler-Stalin-Paktes.



verschleppt. Dies und die vehemente Russifizierung u. a. durch Einwanderung führte zu einer Fremdenfeindschaft der Esten, die sich auf ihre eigene Sprache und Kultur zurückzogen.

Nach Erlangung der Unabhängigkeit ist die Situation der russischen Minderheit die große Herausforderung der estnischen Gesellschaft, an der sie auch von außen gemessen wird. Die Regelungen zur Einbürgerung sind laut Kivimäe so leicht wie sonst nirgends in Europa. Auch russische Schulen sind eine Selbstverständlichkeit. Bei manchen Politikern scheint aber das Ziel der Integration die Assimilation zu sein. Die russische Minderheit ist dabei keine homogene Gruppe, sondern unterscheidet sich sowohl in ethnischer und sozialer Hinsicht als auch in Bezug auf den Status der Bürgerschaft. Problematisch ist insbesondere der „Knacks im Selbstbewusstsein“: der Sturz von der ehemals tonangebenden Schicht zur – zumindest subjektiv empfundenen – unterdrückten Minderheit. Da gibt es Parallelen zur Situation der Deutschen in der Tschechoslowakei nach 1918.

Als Fragen für das 21. Jahrhundert sieht Frau Dr. Kivimäe die Identität Estlands in Europa, vor allem auf dem Hintergrund dreier Entwicklungen: der „Schmelztiegel“ Europa, die sinkende Geburtenrate Estlands und die zunehmende Rolle der englischen Sprache.

Norbert Czerwinski

Totalitäre Ideologien

Einführungsreferat:

Prof. Dr. Miklós Tomka, Budapest

Moderation: Monika

Wienhold-Quecke, Laatzen

Wie entstehen totalitäre Ideologien? Was ist Totalitarismus?

Zunächst denkt man sicher an nationalsozialistische und marxistische Ideen, wie weit sind diese identisch und ist damit das Feld abgedeckt?

Kann man in Vergangenheitsform über Totalitarismus sprechen, oder ist das etwas, das in uns und in unserer Zeit noch vorhanden ist?

Diese Fragen standen am Anfang des einführenden Referats von Prof. Miklós Tomka, Soziologe aus Budapest.

Für ihn beginnt die Problematik mit der modernen Zeit, d. h. mit dem Verschwinden der herkömmlichen organischen Gesellschaften durch die rasche Industrialisierung. Große Menschenmassen wurden entwurzelt, waren von der Gesellschaft nicht unterstützt. Großfamilie oder Nachbarschaft konnten Konflikte nicht mehr auffangen und verarbeiten, Leid führte immer häufiger zu Aggression.

Massenhafte Mobilisierbarkeit und Manipulation begannen am Anfang dieses Jahrhunderts; das Gefühl zu einer Schicksalsgemeinschaft – Klasse, Nation – zu gehören, wurde sehr viel stärker.

In dieser Zeit entstand eine große Spannung zwischen Erwartungen und Chancen, soziale Unterschiede wurden immer größer. Die gesellschaftliche Ordnung brach völlig zusammen mit dem Ersten Weltkrieg. Niemand wusste, wie es weitergehen sollte. Und diese Unsicherheit ist der beste Nährboden für Manipulation und Volksverdummung, aber auch für die Mobilisierung von entwurzelten Menschen. Prof. Tomka stellte die Hypothese auf, dass die europäischen Staaten bei schnellerer wirtschaftlicher Stabilität mehr Zeit gehabt hätten, sich mit dieser neuen Problematik auseinanderzusetzen.

Doch dazu kamen die Wirtschaftskrise und die Veränderung der politischen Ordnung – neue Grenzen, neue Nationen –, auf die niemand eingestellt war. Alle schon genannten Spannungen wurden durch welt- und außenpolitische Unsicherheiten noch verstärkt. Z. B. was war Polen für ein Land, was war Deutschland, woher bezogen die Menschen ihre nationale Identität? Andere Länder – Slowakei, Jugoslawien – entstanden fast aus dem Nichts. Sie mussten mit Inhalt gefüllt werden: Wer sind wir? Wie verstehen wir uns? Was wollen wir – innenpolitisch, außenpolitisch, kulturell...? Antworten musste man mehr oder weniger aus der Luft greifen, deshalb kamen sie nicht aus der sozialen Wirklichkeit, sondern wurden aus irgendwelchen Ideologien geholt und diese Antworten mussten funktionieren und praktisch umsetzbar sein. Tom-



V.l.: Dr. Miklós Tomka, Monika Wienhold-Quecke.

ckelt: Alles ist gut, was dem Wohl des Volkes, dem Wohl der Klasse dient.

Zwei Ausgänge schie- nen möglich: 1. durch volle Selbsterstö- rung z.B. durch Krieg gegen alle, oder 2. durch Resignation wegen des nur kurz- fristigen Idealismus der führenden Leute,

ka erinnert sich gut daran, dass die Entste- hung von Hitlerdeutschland in Ungarn durchweg positiv beurteilt wurde: Endlich konnte ein Land zusammengefasst werden, endlich konnten den Menschen Ideale vorgegeben werden, endlich war eine Basis da, auf der eine Nation gebaut werden und von der aus das Chaos überwunden werden konnte. (Die böse Überraschung kam dann erst später!)

Nicht nur in Nazideutschland und in der Sowjetunion entstanden totalitäre Systeme; Jugoslawien – zunächst demokratischer Staatenbund – wurde durch einen Militärputsch rechtsgerichtete Diktatur, in Ungarn wurde die kommunistische Räterepublik von einem Rechtssystem mit fast totalitären Zügen abgelöst, Pilsutzki vertrat in Polen offensichtliche totalitäre Ideen und kam dadurch an die Macht.

Radikale Lösungen boten sich an, Vereinfachung der Probleme auf Schwarz-weiß-Sicht, Reduktion auf ein Freund-Feind-Denken, auf „Sündenböcke“, z. B. die Juden.

Die zweite Hälfte des Jahrhunderts begann für den Osten mit einer Doppelkatastrophe: Zusammenbruch nach dem Weltkrieg und die russische Besatzung (in der Vertretung der Siegermächte). Wieder wurde eine neue Ordnung eingeführt, die sich nicht auf die örtliche Entwicklung und die Gesellschaften dieser Länder stützte, sondern der gesamten Vergangenheit eine Absage erteilte und ganz klar in Konfrontation zur Vergangenheit dieser Länder und der gesamten Menschheit entstehen sollte: ein neues System gegen Volk und gegen Tradition. Die alten Führungskräfte mussten ausgeschaltet, neue gefunden werden, und zwar aus drei Gruppen: KZ-Heimkehrer, Sowjetunion-Heimkehrer und Jugendliche, die mit besonderem Idealismus an die politischen Aufgaben gingen und bereit waren, Opfer zu bringen und zu akzeptieren. Das gesamte gesellschaftliche System wurde umgekrempelt, das Besitzbürgertum kriminalisiert und abgeschafft. Tradition, Kultur und intellektuelle Leistungen wurden als Gefahr und Schande gesehen. Abstrakte Gesetzmäßigkeiten wurden geschaffen, die nicht überprüft und zunächst auch nicht widerlegt werden konnten. Das Individuum wurde abgeschafft, es zählte die Zugehörigkeit zum Volk und später zur Klasse. Daraus wurde eine spezielle Ethik entwi-

die schnell enttäuscht werden und sich zurückziehen. Tomka behauptete, dass die osteuropäischen Totalitarismen in der Mitte der 50-er Jahre zusammengebrochen wären, wenn die Sowjetunion nicht militärisch eingegriffen hätte. Nach dieser Enttäuschung war der Totalitarismus nicht wiederzubeleben, sondern nur mit Technologie und Bürokratie am Leben zu erhalten. In den 70-er Jahren hörte man im Osten immer öfter den Satz: Kommunisten gibt es eigentlich nur noch im Westen. Tomka fügt ein anderes Bonmot aus dieser Zeit hinzu: Welche drei Eigenschaften kann man nicht gleichzeitig haben? Man kann nicht gleichzeitig klug, ehrlich und Kommunist sein...

Wir können uns freuen, dass dieser Ungeist begraben ist, und vor etwa fünf Jahren wäre das sein Schlusssatz gewesen, so Tomka. Aber aus heutiger Sicht müssen wir wieder zu den Anfangsgedanken zurückkehren: Auch die moderne Gesellschaft – wenn sie ihre internen Spannungen nicht bewältigen kann – ist nicht ganz resistent neuen Totalitarismen gegenüber. Tomka bedauert diesen so negativen Schlusssatz.

In der anschließenden Diskussion werden u. a. folgende Punkte angesprochen: Wo

Aufstand gegen die kommunistischen Machthaber – Ungarn 1956.



kommen innere Spannungen her und in welcher Weise sind sie verknüpft mit totalitären Ideologien? Gibt es erst Spannungen und dann Totalitarismus oder gibt es totalitäre Ideologien, die Spannungen erst entstehen lassen?

Tomka: Totalitäre Ideologien gibt es schon, seit es Menschen gibt, es waren aber sehr häufig Ideen Einzelner, die als Verrückte eingestuft wurden oder sie waren in eine Gemeinschaft eingebunden und dieses gesellschaftliche Umfeld ließ die Ideen nicht zu. Es muss eine Grundsicherheit da sein; wenn die fehlt, kann es gefährlich werden, und zwar auf zwei Ebenen: Die eine ist die wirtschaftliche, d. h. nicht Armut, sondern eine große Spannung zwischen Möglichkeiten und „Aspiration“. Wenn jemand sieht, andere haben größere Autos, schönere Häuser, mehr Erfolg, mehr Geld usw. und wenn er diese Unterschiede nicht akzeptieren kann und wenn diese Erfahrung von vielen gemacht werden und diese u. a. bei Stammtischen und in Gewerkschaften zusammenkommen, dann können totalitäre Ideen entstehen als Rechtfertigung, als moralische und programmatische Grundlage. Die andere Ebene ist die nationale, die Identitätsfrage, besonders in den neuen Ländern.

Auf die Frage nach der Aufgabe der Medien antwortet Tomka: Die Medien können in beiden Richtungen tätig werden, und es ist in einer demokratischen Gesellschaft nicht ganz leicht Grenzen zu ziehen. Die moderne Gesellschaft ist unvergleichbar schwieriger als frühere Gesellschaften, man verstand sich mit den Menschen seiner Umgebung. Heute ist man viel mehr Bürger eines Landes und der Welt. Wie das aber alles funktioniert, kann wirklich keiner überschauen. Deshalb ist die Gefahr groß, einfache Erklärungen zu suchen und zu akzeptieren. Solange der Wettbewerb von vielen ganz unterschiedlichen Ideen gegeben ist, wird sich kaum eine auf Dauer durchsetzen. Gerade in diesem Wettbewerb aber sieht Tomka große Chancen.

Monika Wienhold-Quecke

Freiheit und Pluralismus

Einführungsreferat:

Prof. Dr. Miroslaw Kunstat, Prag

Moderation:

Andrea Gawrich M. A., Bochum

In diesem Arbeitskreis entwickelte der Prager Wissenschaftler Miroslaw Kunstat im Rahmen eines Impulsreferats aus seiner spezifisch tschechischen Perspektive verschiedene Gedankengänge zu „Freiheit“ und „Pluralismus“. Kunstat legte dabei einen Schwerpunkt auf die Entwicklung pluralistischer Strukturen als zentrale Bestandteile der neuen ostmittel- und osteuropäischen Demokratien. Im Vordergrund stand eine Betrachtung des noch jungen Parteiensystems in Tschechien und in der Slowakei. Kunstat verwies darauf: daß die tsche-

kelndem Pluralismus prägen. Daß es hierbei auch zu zahlreichen Problemen und Rückschlägen kommen kann, gilt ebenso für die tschechische und slowakische Situation, wie für andere ostmittel- und osteuropäische Reformstaaten.

So zeigen sich im tschechischen Parteiensystem Gefahren eines extremen Pluralismus mit der Folge einer Zersplitterung des Parteiensystems. Gerade hier hat sich die Parteienlandschaft erst sehr spät – in der zweiten Hälfte der 90er Jahre – konsolidiert. Auch wurde deutlich, daß die neuen Möglichkeiten politischer Partizipation nicht zwangsläufig dazu führen, daß sich die Bevölkerung aktiv am demokratischen System beteiligt. So ist die Gesellschaft in Tschechien und der Slowakei nach wie vor durch umfassende politische Passivität breiter Bevölkerungskreise geprägt. Dieser Befund verdeutlicht den nicht selten zwiespältigen Umgang mit neugewonnener politischer Freiheit.



*V. l.: Andrea Gawrich,
Prof. Dr. Miroslaw Kunstat.*

chische Parteienlandschaft von kommunistischen Nachfolgeparteien ebenso geprägt ist, wie von wiedergegründeten historischen Parteien (anknüpfend an die demokratische Entwicklung der Zwischenkriegszeit) und von Parteien, die ihre Wurzeln in vormals oppositionellen Gruppen haben.

Sowohl in Kunstats Ausführungen als auch in der anschließenden Diskussion im Arbeitskreis sind verschiedene Aspekte angesprochen worden, die eine Gesellschaft mit neu gewonnenen Freiheiten und sich langsam entwick-

Miroslaw Kunstat hat hierzu in beeindruckender Weise seine persönlichen Erfahrungen seit 1989 nachgezeichnet. So hat er die neue Freiheit als riesigen Raum empfunden, der jedoch viele „dunkle Gruben“ enthalten habe. Auch bei ihm stellte sich zunächst eine gewisse Form von Politikverdrossenheit ein, bevor er sich einige Jahre später schließlich zu eigenem politischen Engagement entschlossen hat. Er verwies zudem darauf: daß im heutigen Bewußtsein vieler Tschechen und Slowaken zwar die demokratische Tradition der Zwischenkriegszeit eine große Rolle spielt, der Rückgriff darauf jedoch nicht zu einer schnellen Herausbildung einer Zivilgesellschaft geführt hat.

Andrea Gawrich



*Der ehemalige Chef
der kommunistischen
Partei Alexander
Dubcek und
der Dichter Vaclav
Havel in Prag im
November 1989.*



Die Vision Europa

Einführungsreferat:

Adam Krzemiński, Warschau

Moderation:

Stephan Erb M. A., Kreisau

Wie soll und wie kann Europa in 50 Jahren aussehen? Dieser Frage ging Adam Krzemiński in seinem Impulsreferat anhand von Beispielen aus Geschichtswissenschaft, Literatur und aktueller politischer Diskussion nach.

Eine Möglichkeit, Visionen für Europa zu entwerfen, ist das Spielen mit der „ungeesehenen Geschichte“.

Der Autor Robert Harris betrieb dieses Spiel erfolgreich mit seinem Roman „Vaterland“, in dem er in einer fiktiven Horrorgeschichte Hitler als den Gewinner der Geschichte darstellt, der als Diktator in den sechziger Jahren einer Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft vorsteht. Eine negative Vision Europas beschreibt auch der polnische Autor Edward Redlinski in seinem Roman „Blutsturz“. Der Konflikt zwischen der Solidarność und der kommunistischen Staatsmacht ist in seiner Geschichte nicht der Anfang vom Ende der Teilung Europas, sondern der Beginn einer Renaissance der sowjetischen Hegemonie im Zusammenwirken mit China und Japan. Dieses „sibirische Dreieck“ etabliert sich als globales Herrschaftszentrum. Europa fungiert lediglich als Blinddarm Eurasiens.

Diese erschreckenden fiktiven Szenarien machen – trotz ihrer Untauglichkeit in politischen Debatten – immerhin deutlich, daß die heutige Ausgangssituation Europas keine selbstverständliche und zwangsläufige ist.

In Polen, das sich auf einen möglichst schnellen Beitritt in die Europäische Union vorbereitet, wird die aktuelle Debatte um die Zukunft des Landes in einem sich vereinigenden Europa anders geführt als in Deutschland. Eine Vertiefung der Europäischen Union, die eine weitgehende politische Einigung mit einer europäischen Verfassung zum Ziel hat, wird von national-katholischen Kreisen mit Mißtrauen betrachtet. Man favorisiert ein „Europa der Vaterländer“ wie es de Gaulle beschrieb



V. l.: Adam Krzemiński,
Stephan Erb.

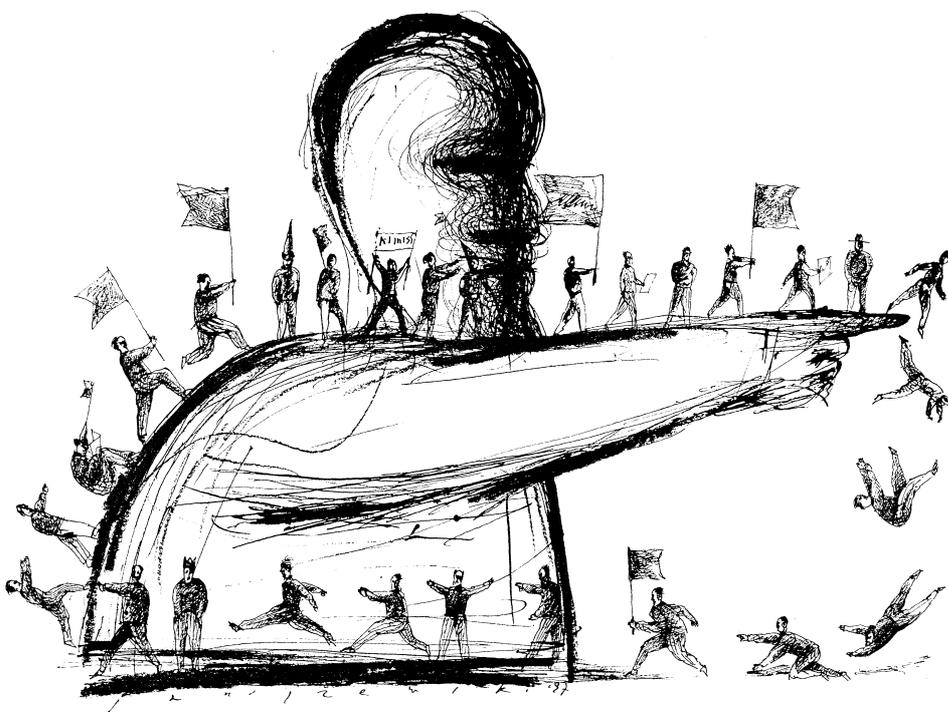
und hält einen Abschied vom Nationalstaat als wichtigsten Bezugspunkt für falsch. Diese Haltung wird nicht nur in Deutschland als rückwärtsgewandt und überholt kritisiert.

Aber nicht nur die Beitrittskandidaten, sondern auch die EU-Mitgliedsstaaten müssen sich mit

der Frage auseinandersetzen: Was wollt ihr von diesem zukünftigen Europa? Soll es „normgebende Instanz der Modernisierung“ sein? Kann sich Europa darauf beschränken, nationale Egoismen in einem freien Wettbewerb zu ordnen? Ist Europa eine Geldbörse, die man zur Unterstützung der eigenen Entwicklung anzapfen kann? Oder ist das zukünftige Europa eine Ganzheit, die es so vorher in der Geschichte noch nicht gegeben hat?

Für die Menschen in Europa selbst stellt sich die Frage noch einmal anders und ganz persönlich: Was wünschen wir uns für unsere Enkel?

Glauben wir, daß sie mit multiplen Identitäten, lokalen und regionalen, nationalen und kulturellen leben können? Krzemiński betonte, daß es solche europäischen Identitäten im Polen des 16. Jahrhunderts bereits gegeben habe, wo ein Geistlicher auf die Frage, wer er sei, antworten konnte: „Ich



Zeichnung: Januszewski/DIALOG

bin Krakauer Kanonikus, Ruthene, polnischer Nation und jüdischer Herkunft.“

Internationale Lebensläufe sind schon heute europäische Realität. Immer häufiger wird es Menschen geben, die z. B. in Deutschland geboren werden, in Spanien aufwachsen, ihre Ausbildung in England beenden und dann in Polen arbeiten. Und auch die durch Armutsmigration, Flucht und Vertreibung erzwungenen, nicht selbstbestimmten internationalen Lebensläufe gehören zur Wirklichkeit in Europa.

Das wird unser Verhältnis zu den verschiedenen Traditionen und Bindungen in Euro-

pa beeinflussen, vielleicht auch manches beschädigen. Krzemiński ist nicht nur Visionär, er ist auch Realist. Er betonte, daß sich dem zusammenwachsenden Europa nicht nur neue Möglichkeiten eröffnen, sondern daß neue Probleme und Zerwürfnisse entstehen werden. Diese können die Europäer aber nur gemeinsam überwinden.

Die Fragestellungen Krzemińskis führten zu einer lebhaften Diskussion, aus der sich zumindest eine weitere wichtige Frage herauskristallisierte: Wie kann man in zukünftigen Europa seine – nicht nur geographisch verstandene – Heimat finden? **Stephan Erb**

ÖKUMENISCHES GESPRÄCHSFORUM Ostkirche – Westkirche Von der Spaltung zum Dialog

Gesprächspartner:

Erzpriester **Prof. Dr. Vladimir Fedorov**,
St. Petersburg
Vize rektor des „Russian Christian
Institute of Humanitis“ in Petersburg

Erzpriester **Slobodan Milunovic**,
München

Pfarrer der Serbisch-orthodoxen
Kirchengemeinde in München

Oberkirchenrätin **Rut Rohrandt**, Kiel
Vizepräsidentin der
Konferenz europäischer Kirchen

Pater **Diethard Zils OP**, Mainz
1993–1998 Assistent des Generaloberen
des Dominikanerordens in Rom
für die Bereiche Mittel- und Osteuropa

Gesprächsleitung:

Gerhard Nitschke, Düsseldorf

Das diesjährige ökumenische Gesprächsforum in Gemen stand in einem inneren Zusammenhang zu dem beim Gementreffen 1998, als unter dem Thema „*Missionsland Ostseeraum?*“ je zwei katholische und evangelische Bischöfe die „*Chancen christlich-ökumenischer Zusammenarbeit*“ im Ostseeraum zu eruieren versuchten (s. *adalbertusforum* Nr. 3–4/1998). Bewusst war dabei die Orthodoxie ausgeklammert worden, um sich in diesem Jahr dieser Problematik separat zu nähern. Dabei sollten auch die unterschiedlichen Aspekte der Orthodoxie zur Geltung kommen – durch die Teilnahme eines russisch- und eines serbisch-orthodoxen Theologen – und zusätzlich auch mit aller Behutsamkeit die Spannungen diskutiert werden, die sich im Verhältnis der Kirchen auf dem Balkan ergeben. Hierzu war als weiterer Gesprächspartner Prof. Dr. Adalbert Rebić aus Zagreb eingeladen, der

leider in letzter Minute absagen musste, weil zum gleichen Zeitpunkt der bedeutendste kroatische Theologe Dr. Tomislav Šagi-Bunić beerdigt wurde. Der Diskussionsbeitrag von Prof. Rebić wurde verlesen und ist hier im Anschluss an den Bericht über den Verlauf des Gesprächs separat abgedruckt.

Zu Beginn des Gesprächsforums bat **Gerhard Nitschke** die Teilnehmer, jeweils in kurzen Statements zur Thematik Stellung zu nehmen. Die Beiträge sind vom Berichterstatter in gekürzter Form in wörtlicher Rede zusammengefasst worden.

Fedorov: Sankt Petersburg ist etwas besonderes. Es wurde jahrhundertlang „das Fenster zum Westen“ genannt, und ist zugleich ein Fenster nach Russland. St. Petersburg war immer eine sehr offene, ökumenische Stadt. Am Nevskij-Prospekt sieht man praktisch alle Kirchen: zuerst die holländische reformierte Kirche, dann weiter links die lutherische Petri-Kirche, daneben noch die schwedische und die finnische lutherische Kirche, dann rechts die orthodoxe Kathedrale, dann links die katholische Kirche und noch weiter die armenische Kirche. Schon im 19. Jahrhundert wurde die Straße „Rue de tolerance“ genannt. Im Russischen sagen wir zu der Straße „Nevskij-Perspekti-

ve“, weil sie eine Perspektive für das friedliche Zusammenleben schon in nicht-ökumenischen Zeiten bot. Heute gibt es eine interkirchliche Partnerschaft mit dem Titel „Apostolische Stadt/Nevskij-Perspektive“.

An der orthodoxen-theologischen Akademie in Sankt Petersburg unterrichtete ich in letzter Zeit „Missiologie und Ökumene“. Das ist ein ganz neues Fach. Erst seit 1946 gibt es überhaupt wieder eine theologische Schule, aber es gab keine Möglichkeit, über Mission zu sprechen, über aktives Leben – es war nur erlaubt, Spezialfächer zu unterrichten. Unsere Hauptidee ist die Zusammenarbeit. Viele sehen unsere Zukunft nur in der friedlichen Zusammenarbeit.

Zum Thema Ostkirche und Westkirche in Russland: Es ist ganz kompliziert, das Thema zu definieren. Schon die Begriffe „Ostkirche“, „Westkirche“ oder „katholisch“ (= universal) und „orthodox“ (= rechthgläubig) sind fragwürdig. Konfessionen gibt es überall, und sie sind nicht stark mit einer typischen Mentalität, mit einem Nationalcharakter oder irgendeiner nationalen Psychologie verbunden. Das ist zwar teilweise die Tradition, aber es ist offen. Es ist schlecht, wenn in Russland andere Kirchen als „Westkirchen“ bezeichnet werden, weil für viele Leute „West“ etwas Schlechtes bedeutet (Aggression, Globalisierung, Sekten). Aber aus Amerika kommt auch der Begriff „Melting-Pott“, die fruchtbare Mischung verschiedener Kulturen.

Wenn wir sagen unsere Zukunft ist die Globalisierung von Kulturen, dann ist das ein Problem, weil wir die Sprache und Identität verlieren. Auch jede Konfession hat ihre konfessionelle Kultur, die so wichtig ist und nicht verloren gehen darf, weil die Gesamtheit damit etwas verliert, wie die Fauna durch eine ausgestorbene Tierart. Die Zukunft liegt nicht in der Unifikation. Im Gegenteil: Pluralität ist unser Reichtum!

Über die Zahl der Gläubigen in Russland gibt es sehr unterschiedliche Aussagen. Die Schätzungen gehen von 40 bis 80 % der Bevölkerung aus, wobei sich manche zur russisch-orthodoxen Konfession bekennen, ohne sich als Gläubige zu bezeichnen. Manche finden jetzt zur Kirche als „zweite Ideologie“, nachdem der Glaube an den Marxismus verloren gegangen ist. Viele können auch nicht mit der Pluralität als Bereicherung umgehen, sondern sind gegen die konfessionelle Unübersichtlichkeit. Deshalb hört man immer öfter fundamentalistische Antworten. Wir müssen in Russland ganz aktuell klären, ob wir zu dieser Pluralität offen sind: Eigene Wurzeln bewahren – ja; eigene Kultur bewahren – ja; aber andere Konfessionen als Bereicherung erleben!

Milunovic: Ich stamme gebürtig aus Mitrovica, einer heute geteilten Stadt im Norden des Kosovo und betreue seit 20 Jahren in München eine serbisch-orthodoxe Gemeinde mit 25.000 Angehörigen. Diaspora ist etwas Aufgewertetes. Sie muss sich von innen stärken, um sich nach außen zu behaupten. Aufgrund meiner Perspektive aus 20 Jahren Diaspora kann ich nur begrenzt

die Perspektive der orthodoxen Kirche in Serbien darstellen.

Zur allgemeinen Perspektive: die eigentliche Kirche ist die Kirche am Ort, wie schon zu Zeiten des Apostels Paulus und seiner Briefe. Erst in zweiter Linie wurden die Kirchen als institutionelle Einheiten verstanden. Wir sind verschiedene Kirchen aus verschiedenen Traditionen und Kulturen. Wir Theologen haben zusätzlich ein tiefgreifenderes Verständnis entwickelt und dogmatische Unterschiede und Missverständnisse herausgearbeitet.

Die orthodoxe Kirche leidet unter der Trennung und sieht nur im Erkennen und Anerkennen des Trennenden die Chance zur Einheit. Dabei bleibt die Orthodoxie innerhalb der christlichen Welt aber nicht isoliert. Sie betet um die Einheit. In jedem Gottesdienst wird um „die Einheit der Kirchen Gottes“ gebetet. Schon 1920 gab es Begegnungen zwischen Vertretern orthodoxer und protestantischer Kirchen. Seit Jahren bestehen bilaterale Begegnungen zwischen der orthodoxen Kirche und anderen Kirchen. 1980 auf Patmos gab es dann die erste Begegnung mit der katholischen Kirche seit dem „Pseudo-Konzil“ von 1438–1439 in Ferrara und Florenz. Leider ist sehr wenig über die vielen Begegnungen

tief gestört. Von der lateinischen Kirche wurde die „Unia“ ins Leben gerufen, die offensiv im nachkommunistischen Russland missioniert. So drehte sich der Dialog seitdem um das Problem der „Unia“.

Rohrandt: Ich habe in meiner Heimat an der dänischen Grenze Katholiken zum ersten Mal als Flüchtlinge erlebt. Erst durch meine Arbeit als Pastorin bin ich in das Ökumenische hineingewachsen. 1983 war ich auf der Vollversammlung des Weltkirchenrates in Vancouver/Kanada, und von da an hat mich dieses Thema nicht mehr losgelassen. Meine heutigen Erfahrungen ziehe ich aus meiner aktuellen Tätigkeit bei den Patenschaften der Nordelbischen Kirche zu St. Petersburg und Estland, meiner 6-jährigen Arbeit im deutsch-polnischen Kontaktausschuss sowie aus der Konferenz der europäischen Kirchen, einem seit 40 Jahren bestehenden Zusammenschluss von über 120 Kirchen.

Als die Begriffe Ost- und Westkirche entstanden, gab es uns als Protestanten noch nicht. Ich glaube, dass uns diese Zwischenstellung, weder Ost noch West zu sein, in dem Dialog zwischen den Kirchen helfen kann. Es gibt zum Beispiel einen intensiven Dialog zwischen der evangelischen Kirche in Deutschland und unterschiedlichen or-



V. l.: Erzpriester Slobodan Milunovic, Oberkirchenrätin Rut Rohrandt, Gerhard Nitschke, Pater Diethard Zils OP, Erzpriester Prof. Dr. Vladimir Fedorov.

zwischen Vertretern und Oberhäuptern der Kirche bekannt.

Es ist klar, dass die brisanten Punkte, die die zwei Kirchen trennen, die Jurisdiktion und der Unfehlbarkeitsanspruch des Papstes sind sowie das „Filioque“ (die dogmatische Frage, ob der Heilige Geist auch aus dem Sohn hervorgeht) und ähnliche Dogmen der römisch-katholischen Kirche, die im Laufe der Geschichte entstanden sind. Das Gespräch sollte sich aber zunächst mit den Gemeinsamkeiten und nicht mit den heiklen Fragen befassen. Allerdings förderte das auch nicht die Beseitigung der Hindernisse.

Aktuell wurden die guten Beziehungen seit der Einführung der Religionsfreiheit 1989

thodoxen Kirchen. Dabei geht es hoch theologisch zu. Die Frage, die aussteht, ist: Lassen sich die gemeinsamen theologischen Erkenntnisse hinunterdeklिनieren auf die Ortsebene?

Es ist erstaunlich, welchen Weg wir schon gegangen sind. In unserem Liederbuch sind eine Menge orthodoxer Lieder abgedruckt. Sie werden gern gesungen, ohne dass ein Bewusstsein von der Kirche, aus der sie kommen, besteht. Sehr intensiv laufen Gemeindepatschaften zu orthodoxen Gemeinden um St. Petersburg und zu lutherischen Gemeinden in Russland und im Baltikum.

Die dogmatischen Probleme, die vorhin schon angesprochen wurden, spüre ich sehr deutlich. Weder in der katholischen noch in der orthodoxen Kirche ist es vorstellbar, ordinierte Frauen, Pfarrerinnen zu haben. Bei einer offiziellen Mission stellte der Patriarch Aleksej die Frauenordination als ei-

nes der größten Hindernisse im Dialog mit Protestanten dar. Wenn Sie als Person selber das Problem darstellen, ist es nicht einfach, diesen Weg des Dialogs mitzugehen und ihn zu verstehen.

Pater Zils: Mein Beitrag wird nicht, wie angekündigt, der Beitrag der römisch-katholischen Kirche sein. Ich bin auch kein Fachmann. Ich kann nur aus meiner persönlichen Sicht meine Eindrücke weitergeben.

Ein Erlebnis, das unter die Haut ging, hatte ich in Riga, wo ich die herrliche Kathedrale besichtigen wollte. Hinter dem Tor kommt man in einen ganz niedrigen Raum, weil in der Zeit der Entfremdung in die Kirche Etagen hineingezogen worden waren. Inzwischen ist der Raum in kurzer Zeit wieder zur Kirche geworden. Mir wurde durch den Schock klar, welche eine Belastung der russisch-orthodoxen Kirche widerfahren ist durch das kommunistische Regime, und welches Aufleben das neue, mit einfachen Mitteln erreichte Strahlen bedeutet.

Ein zweites Erlebnis war die Begegnung mit den „Altgläubigen“, einer orthodoxen Konfession aus dem 16. Jahrhundert. Ihr Gesang mutete unbekannt und archaisch an. Mir wurde deutlich, dass auch die orthodoxe Kirche ihre Schismen, ihre Abspaltungen hat, wie die westliche auch.

Bei einer weiteren Begegnung in Ljepaja betonten ein katholischer und ein protestantischer Pfarrer, dass sie einander viel näher seien als den Orthodoxen. Hierbei spielte die nationale Abgrenzung der lettischen Konfessionen von der als russisch betrachteten orthodoxen Kirche eine Rolle. Es gibt auch nationale Komponenten, die uns zusammenführen oder trennen können.

Ich sehe die orthodoxe Kirche als Teil der einen Kirche, die wir im Glaubensbekenntnis bekennen. Genauso sehe ich das für die evangelische Kirche. Der Liturgie und auch der theologischen Lehre nach scheint mir die orthodoxe Kirche näher an den Ursprüngen zu sein. Das ist eine Chance: Wenn wir dieser Kirche begegnen, können wir unseren eigenen Wurzeln näher kommen. Das Verständnis der eucharistischen Wandlung durch die Herabrufung des Geistes und nicht durch die Priesterworte und die Freiheit der Ortskirchen sind Beispiele. Offenheit und Bereitschaft zu lernen sind wichtige Voraussetzungen für einen fruchtbaren Dialog.

Nitschke: Nach diesem einleitenden Versuch, einen Gesamtüberblick zur Thematik zu gewinnen, möchte ich Sie hier am Podium nun dazu einladen, sich über drei wichtige Punkte im ökumenischen Dialog zu unterhalten: Das eine ist die Frage der Abendmahlsgemeinschaft. In Notzeiten war sie zwischen katholischer und orthodoxer Kirche schon einmal halb genehmigt. Das zweite ist das Amtsverständnis einschließlich der Frage der Frauenordination. Das dritte ist das Engagement in der Welt, etwas, was zur Zeit des Kommunismus für die orthodoxe Kirche unmöglich war, aber für die Zukunft der Kirche in Europa wichtig

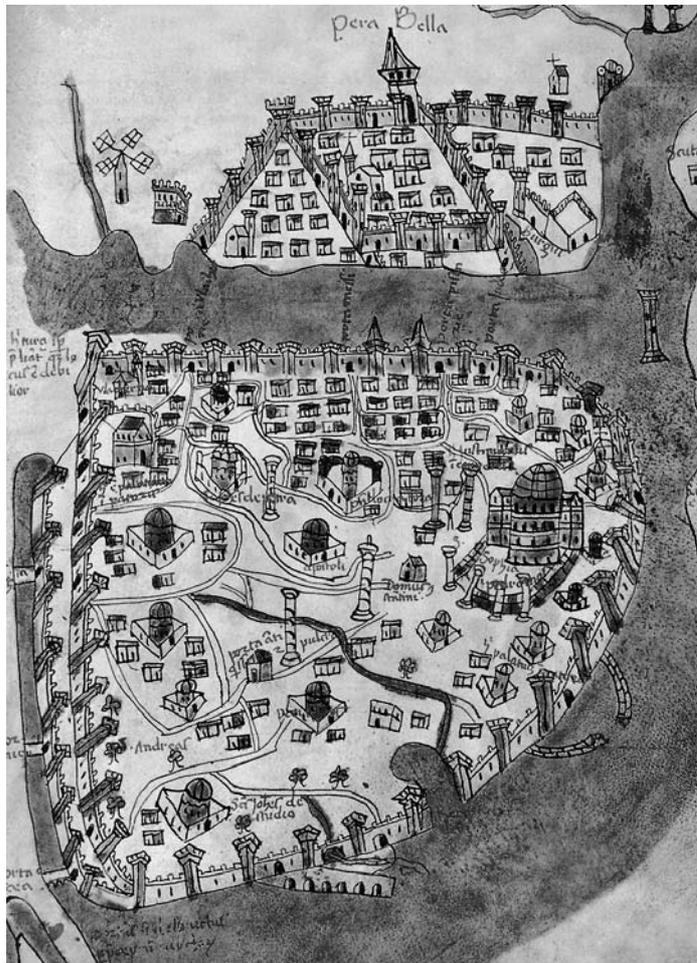
ist. Ist also z. B. die orthodoxe Kirche bereit, soziale Verantwortung zu übernehmen?

Federov: Zur Frage der Abendmahlsgemeinschaft gibt es eine offizielle Position in unserer Kirche: Am Anfang brauchen wir die Einheit im Glauben – erst dann die Einheit beim Kelch. Was aber bedeutet Einheit im Glauben? Es gab schon immer viele theologische Schulen mit kontroversen Verständnissen, früher wie heute. Man reduziert es auf die Forderung Einheit der Dogmen. Ab 1969 war die Spende der Kommunion an Katholiken in „besonderen Fällen“

orthodoxe Theologie braucht hier keine Angst vor Themen zu haben.

Schließlich, die Frage der sozialen Verantwortung ist ganz wichtig. Viele haben die Vorstellung, die Orthodoxie sei eine Spiritualität mit Beten, Beten, Beten und nicht mehr. Das ist falsch. Schon in der alten Kirche war es unmöglich, Spiritualität von sozialer Verantwortung zu trennen. Inzwischen gibt es viele Initiativen, die sich caritativ engagieren, was auch schon im 19. Jahrhundert getan wurde. Hoffentlich gelingt es, nicht nur die Orthodoxie, sondern auch die Orthopraxis zu leben.

Rohrandt: Die Abendmahlfrage war immer schon ein strittiges Thema. Es ist erst 25 Jahre her, dass wir innerhalb der Protestanten miteinander kommunizieren können. In Bezug auf die katholische Kirche hängt m. E. vieles am Amtsverständnis. Nach der Beilegung des Streites zur Rechtfertigungslehre, wo ja am 31. Oktober eine gemeinsame Erklärung unterzeichnet wird, muss es nun um die Ämterfrage gehen. Die katholische Kirche muss bereit sein, unsere Ämter anzuerkennen, dann wird es auch mit der Abendmahlfeier vorangehen. Von unserer Seite ist es kein Problem: Jeder Katholik darf bei uns an der



Mittelalterlicher Stadtplan von Konstantinopel – Stadt des letzten gemeinsamen Konzils („Unionskonzil“) in den Jahren 869/870.

erlaubt, wobei diese sehr weit gefasst wurde. Seit 1987 besteht diese Erlaubnis nicht mehr. Meiner Meinung nach können wir noch lange streiten, ohne weiter zu kommen. Vielleicht brauchen wir die spirituelle Hilfe, und es ist an der Zeit zu sagen: Am Anfang steht die Einheit beim Kelch, und dann gelingt auch die Einheit im Glauben. Zum Amtsverständnis: Wir sind noch sehr unerfahren in der Frage der Frauenordination. Bis vor kurzem gab es keine Frauen, die Theologie studierten oder gar Priesterinnen werden wollten. Langsam gibt es auch Strukturen für Laientheologen. Aber die Frage der Frauenordination ist noch nicht brisant, vielleicht in 20 oder 30 Jahren. Sicher ist, dass uns die feministische Theologie wichtige Impulse gibt. Die or-

thodoxe Abendmahlfeier teilnehmen. Mit der Anglikanischen Kirche sind wir da schon sehr weit. Auf der Basis einer gemeinsamen Liturgie könnten wir zumindest auf katholisch-evangelischer Ebene weiter kommen. Allerdings wird es in Hamburg im Jahr 2000 sicher noch nicht möglich sein; und ob es 2003 gelingt, bestehen Zweifel.

Zum dritten Thema des sozialen Engagements: In unserer Kirche hat es eine Zeit gegeben, in der unsere Mitglieder fast nur noch Sozialarbeiter waren. In Deutschland scheint mir heute in diesem Bereich zwischen Katholiken und Protestanten kein so großer Unterschied zu bestehen. In der Orthodoxie sind sie erst dabei, ihre Umwelt wieder zu entdecken, was aus der Vergangenheit sehr gut zu verstehen ist.

Nitschke: Damit ich nicht missverstanden werde: Ich verstehe unter Engagement für die Welt mehr als nur caritatives Tun. Ich meine das Christsein in der Öffentlichkeit und aus dem Glauben heraus Verantwor-

tung zu tragen für die gesamte Gestaltung der Welt.

Milunovic: Das „Zeitalter der Dunkelheit“, unter dem wir gelitten haben, ist schon angesprochen worden. Man kann daran sehen, dass der Kirche nicht das Bewusstsein für das öffentliche Leben oder der Verantwortung fehlt, aber es gab keine Möglichkeiten, sodass sie diese Aufgaben von vorne lernen muss. Eigentlich hätte der Einfluss auch der katholischen Kirche auf die Geschehnisse in Europa viel größer sein müssen, wenn die Politiker bereit wären, auf ihre Oberhirten zu hören. Und umgekehrt wurde der serbisch-orthodoxen Kirche vorgeworfen, sie unterstütze die nationalen Tendenzen. Man soll die weltliche Macht und die Rolle der Kirche nicht gleichstellen.

Auch in unserer Diasporasituation gibt es

Pater Zils: Die Dinge sind etwas unterschiedlich zwischen den verschiedenen Konfessionen. Ich glaube, dass wir in der Eucharistie- und Amtsfrage keinen Dissenz haben zwischen Orthodoxen und Katholiken, höchstens, was das Amt des Papstes betrifft. Da könnte man sicherlich leicht eine Kommuniongemeinschaft herstellen. Wichtig ist, dass es hier schon Ausnahmeregelungen gegeben hat. Und eigentlich sollte, was mit Dispens geht, auch ohne Dispens gehen. Aber alles muss seine Entwicklung nehmen, zumal die Abendmahlsgemeinschaft mit den Orthodoxen für uns nicht eine so brennende Notwendigkeit hat, wie das mit den Evangelischen der Fall ist. Ich fürchte, dass, wenn es nicht rechtzeitig zu einer Einigung kommt in dieser Frage, wir dann auf dem gemeinsamen Kirchentag große Konfrontationen haben: Die einen wollen einen Altar, die anderen zwei, der Spiegel und Fokus bringen Sondernummern heraus zu dem Thema. Wir müssen alle Kräfte und Energien dafür einsetzen, dass es nicht zu einer solchen Konfrontation kommt. Wir können das nur verhindern, wenn wir zumindest die Perspektive eröffnen auf diese Einheit hin. Auch die deutsche Wiedervereinigung konnte man nicht auf den Sankt Nimmerleinstag verschieben, sondern es gab einen konkreten Zeitplan.

Die Amtsfrage ist sehr verzwickelt. Auch katholische Theologen setzen sich für die Ordination von Frauen ein, wie sie in der Anglikanischen Kirche vollzogen wurde, ohne dass sie von Rom verurteilt wurde. Was die Papstfrage betrifft, ist sicherlich sein eigener Ruf nach Hilfe ein Schritt zur Lösung der Frage. Für das Unfehlbarkeitsdogma gibt es Interpretationen, die sich von der persönlichen Unfehlbarkeit abheben und aussagen, dass die Kirche als Ganze nicht aus dem Glauben fallen kann und somit unfehlbar ist. Ich meine, das würde reichen.

Die soziale Frage: Die orthodoxe Kirche hat eine reiche Tradition des sozialen Engagements. Während des Kommunismus war alles unmöglich, man war beschränkt auf den Gottesdienst. Wenn man den 70 Jahre lang durchhält, nachdem fast alle Kirchen zerstört sind, dann ist das ein Akt auch des politischen Widerstandes. Das muss man anerkennen. Die Gefahr ist, dass sich die orthodoxe Kirche zu sehr mit der Nation identifiziert und mit einer Sichtweise der Dinge und so in Konflikt gerät mit anderen Nationen. Da können wir von einander vieles lernen. Die Begegnung gerade auf der Gemeindeebene ist dafür sehr wichtig.

Nitschke: Ich danke sehr herzlich den vier Diskutanten hier am Podium für das offene Gespräch zu den oft sehr schwierigen Problemen. Ich hoffe, dass dieses Gespräch für uns alle einen Impuls gibt für weiteres Nachdenken, konkretes Handeln und das Einschließen in das Gebet für den weiteren Weg der Ökumene. **Adalbert Ordowski**

Schriftlicher Beitrag zum Ökumenischen Gesprächsforum aus kroatischer Sicht

Prof. **Dr. Adalbert Rebić**, Zagreb
Professor an der Kath.-theologischen Fakultät der Universität Zagreb

Die Spannungen zwischen der Kirche des Ostens und der Kirche des Westens sind so alt wie die Kirche selbst. Bereits im Jahre 140 kam es zu gegenseitigen Exkommunikationen, weil man sich über das Datum des Osterfestes nicht einigen konnte. Die große und definitive Spaltung der östlichen und der westlichen christlichen Gemeinschaften geschah im 11. Jahrhundert (1054). Dennoch ging die gegenseitige Anerkennung als Schwesterkirchen nie vollständig verloren, und sie wurde durch das II. Vatikanische Konzil wieder deutlich bestätigt. Dialog, Kommunikation, Bestreben um die Einheit der Kirche sind bei den Kroaten nicht erst nach dem II. Vatikanischen Konzil aktuell geworden, sondern viel älter. Kroatien zusammen mit Bosnien und Herzegowina ist Begegnungsort der verschiedenen Religionen und Kirchen. Hier lebten seit Jahrhunderten Christen (Katholiken, Orthodoxe und Protestanten), Muslime und Juden zusammen.

Es gibt eine Reihe bekannter Kroaten, die auf dem Gebiet des Dialogs zwischen den verschiedenen christlichen Kirchen berühmt sind: Erzbischof Marc Antonius de Dominis (1560–1624), Juraj Križanić (1618–1683) und Bischof Josip Juraj Strossmayer (1815–1905), und in der neuesten Zeit die Professoren an der katholisch-theologischen Fakultät in Zagreb Tomislav Šagi-Bunić (1924) und Josip Turcinović (1935–1990).

Die katholische Kirche in Kroatien versuchte nicht nur mit Worten, sondern auch mit Taten ihre Offenheit zum Dialog mit anderen Christen und Andersglaubenden zu verwirklichen. Seit 1974 besteht in der Zagreber theologischen Fakultät der Katheder für die ökumenische Theologie und seit dem Jahre 1985 auch ein Institut für die ökumenische Theologie. Im Rahmen dieses Katheders und des Instituts untersucht man die östlich-christliche (orthodoxe) Theologie und Geschichte.

Seit 1974 sind sich regelmäßig die drei theologischen Fakultäten im ehemaligen Jugoslawien begegnet und haben zusammen die christliche Theologie untersucht und studiert. Jedes zweite Jahr trafen sich die Professoren der Theologischen Fakultäten in Zagreb (Kroatien) und Ljubljana (Slowenien) und der Orthodoxen Theologischen Fakultät in Belgrad (Serbien), jeweils an einem anderen Ort. Auf diesen Begegnungen wurden viele theologische Fragen behandelt: z. B. die Eucharistie; die Evangelisation in der modernen Welt; die Spiritualität auf dem Gebiet von ehem. Jugoslawien; Jesus Christus der einzige Erlöser; das Mysterium der Kirche und so weiter.



St. Petersburg, Auferstehungskirche.

soziale Aufgaben, die uns fordern, etwa die vielen Neuzugezogenen in München-Neupullach. Und wir merken, dass wir das lernen können. Leute, die von hier in ihre Heimat fahren, bringen dort viele Impulse dieses Lebens mit.

Zum Abendmahl: Bei uns gibt es sechs Katholiken, die zur Gemeinde gehören, ohne dass sie ihre Konfession gewechselt haben. Sie sind mit Einverständnis des Bischofs auch zur Eucharistie zugelassen, weil sie sich vorstellen können, eines Tages orthodox zu werden. Man sollte sich gut überlegen, ob man die Eucharistie zu einer Form der ökumenischen Identifikation proklamieren will oder ob man dieses Sakrament als Vollzug der Einheit und damit die Kommunion als eine Krönung der Einheit einführen möchte.

Die katholisch-theologische Fakultät in Zagreb steht nicht nur den getrennten Christen sondern auch den andersgläubigen Juden und Muslimen offen. Zwei Muslime haben an unserer Fakultät Theologie magistriert. Ein orthodoxer Serbe und ein evangelischer Slowene, der jetzt in Kroatien arbeitet, haben in Zagreb den Titel „Doktor der Theologie“ erworben. Unsere Professoren, mich eingeschlossen, haben an der Evangelischen Ökumenischen Fakultät „Matija Vlačić Ilirik“ Vorlesungen gehalten und ihnen so ausgeholfen.

Regelmäßig, jedes Jahr, bereiten wir in Zagreb, und auch in allen anderen Diözesen Kroatiens, das Gebetsoktav für die Einheit der Christen mit den orthodoxen und evangelischen Christen zusammen. Außer in den Jahren 1992 und 1993, ist immer auch ein orthodoxer Priester mit eigenem Gebet anwesend.

Auf der örtlichen Ebene (Pfarrei, Dekanate) begegnen sich die katholischen und orthodoxen Priester verschiedener Denominationen, besonders anlässlich der christlichen Feste (Weihnachten, Ostern, Kirchweihetag) und noch viel öfters. In dieser Hinsicht besonders tätig sind die Christen in Osijek (Ostkroatien), wo viele orthodoxe Christen leben.

Aber es ist hinsichtlich der Beziehungen der katholischen Kirche mit den Orthodoxen in Kroatien nicht alles so glänzend. Es gibt Schwierigkeiten hinsichtlich des Ökumenismus und des Dialogs auf der Ebene der katholischen Kirche und der orthodoxen Kirche. Obwohl die Kroaten und die Serben (die Montenegrinos eingeschlossen) den Slawen angehören, gibt es unter ihnen viele Unterschiede: Kultur, Geschichte, Sprache, Brauchtum... Nach dem Ersten Weltkrieg, als Kroaten, Slowenen und Serben einen gemeinsamen neuen Staat, Jugoslawien, bildeten, versuchten die Serben all die Unterschiede zwischen den Kroaten und Serben (Sprache, Geschichte, Brauchtum...) zu minimalisieren und von den beiden Völkern ein neues Volk, ein jugoslawisches, d. h. serbisches Volk zu gründen. Zwischen den beiden Weltkriegen war die Unterdrückung aller nichtserbischen Nationen im ehemaligen Jugoslawien so stark, daß man allgemein Jugoslawien als ein grausames Gefängnis der nichtserbischen Völker betrachtete. Diese blutige Unterdrückung schuf in Kroatien eine rechtsnationale Bewegung, Ustaschi, die 1941 mit der Hilfe der Nazis (Hitler) einen unabhängigen Staat gründeten, in dem man alle, die gegen Faschismus und Nationalsozialismus kämpften, verhaftete und viele auch tötete, nach dem Vorbild des nationalsozialistischen Deutschland. Nicht Pavelić sondern Hitler regierte damals Kroatien. Pavelić und seine Gefährten und Mitkämpfer waren treue Diener des großen Diktators Adolf Hitler. Nach dem der Faschismus und Nationalsozialismus besiegt war, gab es genug Gründe – so meinte man – um die Kroaten weiterhin zu verfolgen, obwohl die antifaschistische Bewegung in Kroatien während des Zweiten Weltkrieges sehr groß war (Tito, Bakarić und viele andere). Nach dem Zwei-

ten Weltkrieg hab es eine grausame Verfolgung, in der die Kommunisten Hunderttausende kroatische Katholiken umbrachten. Die Unterdrückung setzte sich im Nachkriegsjugoslawien fort. Logische Folge dieser Unterdrückung war der Zerfall Jugoslawiens und die Entstehung neuer Staaten: Kroatien, Bosnien-Herzegowina, Mazedonien... Der grausame Krieg, den Milošević mit seinen gleichdenkenden Gefährten gegen Kroatien (1991–1995) und gegen Bosnien-Herzegowina (1992–1995) geführt hat, hat unheimlich viel Übel verursacht. Diese politischen Gegebenheiten hatten einen sehr großen Einfluß auf die katholisch-orthodoxen Beziehungen in den letzten zehn Jahren. Es gibt nicht mehr die gemeinsamen theologischen Begegnungen und Tagungen, in vielen Orten gibt es kein gemeinsames Treffen zu den großen Festen mehr.



Zagreb, St. Stephansdom (13.–15. Jh.).

In letzter Zeit spürt man – Gott sei Dank – eine langsame Belebung des ökumenischen Dialogs zwischen den orthodoxen Serben und katholischen Kroaten. Viele Serben kehren jetzt nach dem Krieg nach Kroatien zurück und knüpfen die alten Kontakte mit den Nachbarn, zwar sehr vorsichtig, wieder an.

Unser ökumenischer Dialog ist – leider – immer noch mit den nationalen Fragen und politischen Interessen belastet. Wir müßten klar zwischen den nationalen Fragen und den politischen Angelegenheiten und ökumenischen Fragen unterscheiden.¹⁾ Uns Christen sollten die theologischen und eklesiologischen Fragen am Herz liegen und sie zu erörtern, um einen gemeinsamen Standpunkt zu gewinnen.

Die katholische Kirche in Kroatien ist im

westlichen Christentum, hingegen ist die serbisch-orthodoxe Kirche im byzantinischen Christentum verwurzelt. Daraus ergeben sich sehr verschiedene Mentalitäten. Es gibt zwischen den katholischen Kroaten hinsichtlich der Denkweise einen größeren Unterschied als z. B. zwischen den orthodoxen Serben und den orthodoxen Griechen. Es ist nicht möglich zu vergessen, daß die Kroaten seit dem VII. Jahrhundert mit dem westlichen Christentum eng verbunden waren und mit den orthodoxen Serben nur seit 1919. Die orthodoxen Christen lebten 400 Jahre mit den anderen orthodoxen Christen und den Muslimen im Ottomanischen Imperium zusammen. Diese geschichtlichen Gegebenheiten sind sehr wichtig. Man soll sie im Auge behalten und sie im ökumenischen Gespräch überwinden, nicht aber auslöschen. Im ökumenischen Dialog sollten

wir die Identität, d. h. die kulturellen und geschichtlichen Unterschiede des einzelnen Volkes bewußt machen und sie keineswegs auslöschen. Wir sollten nur die Ähnlichkeiten in bezug nehmen und sie erörtern. Und wir haben so vieles an Glauben und an Gottesverehrung gemeinsam!

Jetzt ist bei uns in Kroatien eine neue Situation entstanden. Wir sollen jetzt von neuem die Versöhnung suchen und erlangen, uns gegenseitig verzeihen und um Verzeihung ansuchen. Papst Johannes Paul II. hat uns Kroaten anlässlich seines Besuches in Zagreb folgende Worte ans Herz gelegt: „Verzeiht ihr und sucht die Verzeihung!“ Wenn wir auf ähnliche Weise wie die Franzosen und die Deutschen uns verzeihen und eine neue Weltordnung schaffen, dann wird es auch einen fruchtbaren christlichen Dialog geben. Wir sollen uns langsam daran gewöhnen, zusammen zu kommen, uns gegenseitig zu ermahnen, die Gemeinsamkeiten zu suchen und zu erörtern. Ich glaube, daß unser Ökumenismus eine Zukunft haben wird, denn er ist unsere einzige Alternative. Nie mehr darf man einen Krieg gegen einen anderen führen, denn

diese Möglichkeit ist die schrecklichste, die in unserer Geschichte geschah. Unsere Kinder sollen zusammenleben – jawohl, in getrennten Staaten – aber als gute Nachbarn, die immer noch ihre Feste feiern, die verschieden aber doch gemeinsam gefeiert werden können. Gott schenke uns diese Zukunft bald möglichst.

¹⁾ Der Holländer Geert van Dartel hat im Artikel „Die Nationen und die Religionen im ehemaligen Jugoslawien“, *Svesci Communio*, 75–77 von 1992, Seite 121–122, die Kroaten und die Serben hinsichtlich des Nationalismus analysiert und verglichen. Er sagt, daß die katholischen Kroaten weniger als die orthodoxen Serben am Nationalismus hängen. Schon dank der geschichtlichen Gegebenheiten gibt es zwischen den katholischen Kroaten und orthodoxen Serben Unterschiede. Die Beziehung zur Nation und zum Staat ist bei den Serben tief in dem byzantinischen Staat-Kirche-Verhältnis begründet. Die verschiedenen philosophischen Strömungen (Illuminismus, Renaissance, Reformation) und politische Umbrüche (wie z. B. die französische Revolution) gab es in der Geschichte der östlichen Kirchen nicht.

Von der Feindschaft zur Nachbarschaft Europa am Ende des 20. Jahrhunderts

Dr. Dietmar Albrecht, Lübeck

Die Vergangenheit ist kein fernes Land

Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges und bis zu den Revolutionen von 1989 war Europa entschlossen, ein Ende zu machen mit seiner jüngsten Vergangenheit und statt dessen einen neuen Kontinent jenseits der gewohnten Nationalismen zu errichten. Zusammenarbeit und Gemeinsamkeit sollten das Gegeneinander der Nationalstaaten und ihre imperialistischen Haltungen ablösen. Zu beiden Seiten des europäischen Status quo setzten sich Visionen transnationaler Solidarität durch. Im Osten gründeten sie auf die Vorstellung sozialistischer Gleichheit, auch wenn sie den Interessen Sowjetrußlands untergeordnet war, im Westen auf die Modernisierung kapitalistischer Wirtschaft, auf demokratische Vielfalt und auf die Rechte des Menschen, ob die des einzelnen oder in der Gemeinschaft.

Solche Ideen transnationaler Solidarität halfen sowohl im Osten als auch im Westen den besiegten Völkern und Nationen, wieder Zugang zu finden zur internationalen Gemeinschaft. Zugleich jedoch – und dies wird heute sichtbar – hielten sich unter jenem Transnationalismus nationale Traumata der Vergangenheit verborgen.

Noch immer schmerzen die Wunden des finnischen Bürgerkrieges am Beginn des unabhängigen finnischen Staates. Noch immer wurzeln der Verlust Kareliens und der Eismeerregion um Petsamo nach der Niederlage im Fortsetzungskrieg tief im Selbstverständnis Finnlands. Noch immer hat Norwegen, fünfzig Jahre danach, sein selbstgerechtes Urteil über seinen Schriftsteller Knut Hamsun zu überprüfen. Spät erst hat Dänemark damit begonnen, seine Abrechnung mit all den kleinen Kollaborateuren rechtlich und politisch zu revidieren. Die großen blieben ungeschoren. Erst heute hat Frankreich das Tabu gebrochen, das Politik und Gesellschaft der Vichy-Zeit verhüllt. Lange Zeit hat sich Österreich auf die Rolle als Opfer berufen, die ihm von den Siegermächten 1945 zugebilligt worden war, und seinen Anteil an Unterdrückung und Mord verdrängt. Heute liegt Österreich Jahrzehnte zurück in dem Bemühen, seine Vergangenheit anzunehmen und zu überwinden. Selbst die Schweiz ringt sich schließlich durch, ein halbes Jahrhundert zu spät, ihre Verletzung der Menschenrechte einzuräumen, ihre Verweigerung von Asyl für so viele Flüchtlinge, ihren Gewinn an der Vermarktung des Eigentums der Unterdrückten und Gemordeten.

Autoritäre, diktatorische und ethnozentrische Herrschaft und die Kollaboration mit ihr können nicht aus den nationalen Ge-



sichten radiert werden. Sie sind Teil regionalen und nationalen Verhaltens, das potentiell oder aktuell fortlebt. Wenn heute die Opfer von gestern rehabilitiert werden, so bedeutet dies in vielen Fällen zugleich, die Mörder von vorgestern zu rehabilitieren. Wenn wir jene wieder in ihr Eigentum setzen, das ihnen unter dem Sozialismus und Kommunismus genommen wurde, so heißt dies in vielen Fällen zugleich, jenes Eigentum zu legalisieren, das den Deportierten und Gemordeten genommen worden war.

Die Vergangenheit ist nicht einfach eine andere Welt oder eine andere Zeit, vorüber und vergessen. Europa ist ein lebendes Archipel wunder Territorien und wunder Seen.

Nicht nur dies. Das Ende der transnationalen Blöcke jener Nachkriegszeit hat örtliche und nationale Interessen geweckt, die wir überwunden glaubten. Ethnozentrische Nostalgie bricht auf, die das eigene Volk oder die eigene Volksgruppe absolut setzt, Feindseligkeit gegenüber allen Fremden und allem Fremden. Vergangen gelaubte Fehden füllen die Leere, die von abgewirtschafteten Ideologien und simpler militärischer, politischer und wirtschaftlicher Schwarzweißmalerei hinterlassen wurden.

Ukrainer in Polen, die nach dem Kriege zwangsweise in Polens neue Gebiete im Norden und Nordwesten umgesiedelt wurden, wollen zurück in ihr Land im Südosten Polens. Polen in Stettin, Breslau, Danzig erinnern sich ihrer Herkunft und ihres Eigentums in Wilna oder Lemberg. Litauer erinnern sich ihres kulturellen und historischen Erbes in jenem kleinlitauischen Land jenseits der Memel, das Jahrhunderte Teil des Preußenlandes war und nun russisches Territorium ist. Den Tschechen steht es noch bevor, die Vertreibung von drei Millionen Deutschen aus Böhmen und Mähren rechtlich, politisch und ethisch zu bewältigen. Letten und Esten mühen sich, ihr nationa-

les Selbstbewußtsein und ihre zerbrechlichen Demokratien zu festigen, und sie zögern, jene als Bürger zu akzeptieren, die in der Zeit des großen sowjetischen Schmelztiegels in ihr Land gezogen waren. Immerhin waren die baltischen Staaten, die Ukraine, die Slowakei und Rumänien so vernünftig, sich nicht in ethnische Säuberungen zu flüchten. Doch es wird noch Generationen dauern, ehe Kroaten, Bosnier und Serben jene Nachbarn annehmen, die sie im Namen ethnischer Säuberung vertrieben und gemordet haben.

Nationale Interessen, Transnationalismus und regionales Selbstbewußtsein

Die Menschen, Regionen und Nationen im Europa nach der jüngsten Revolution brauchen neue Maßstäbe, neue Regeln, neue Ideen. Eine neue Prägung jenes Transnationalismus nach dem Kriege könnte die Antwort sein auf Nationalismus und Extremismus, die neu ihre Häupter erheben. Jener Transnationalismus kann sich nun auf Erfahrungen, Einsichten und Haltungen stützen, die von der überwiegenden Zahl der Europäer geteilt werden. Ein solcher Transnationalismus gründet weniger auf politische und nationale Sichtweisen als auf ethnisches, geographisches und historisches Erbe vor Ort, auf das Bewußtsein regionaler und örtlicher Gemeinsamkeit unter Menschen und Gemeinwesen.

Der Raum der Ostsee zeigt, wie solche historische und kulturelle Gemeinsamkeit neu erstarkt. Die kulturellen und wirtschaftlichen Bindungen zwischen Städten und

Detail aus dem Hauptaltar der Nikolai-kirche in Reval/Tallinn: Martyrium des hl. Victor – im Hintergrund älteste Stadtansicht von Lübeck, gemalt 1479–1481 von Hermann Rhode.



Regionen des hanseatischen Raumes haben den Status quo der Nachkriegszeit überdauert.

Lübeck könnte seine besonderen Beziehungen zu Reval und Wisby erneuern, Oslo zu Kopenhagen, Stockholm zu Åbo/Turku, Helsinki zu St. Petersburg. Während Jahrhunderten hat die Königsberger Universität Studenten aus Estland, Livland und Kurland angezogen. Die Dorpater Universität bewahrt bis heute die Totenmaske des deutschen Philosophen Immanuel Kant, der nie seine Geburtsstadt Königsberg verließ. Vom Litauischen Seminar an der Königsberger Universität ging die Wiederbelebung der litauischen geschriebenen Sprache aus. Bücherschmuggler haben die in Königsberg gedruckten Bücher im vergangenen Jahrhundert nach Wilna und Kowno geschmuggelt. Henrik Ibsen, Edvard Munch, August Strindberg haben ein Gutteil ihres Lebens in Berlin, Dresden und München verbracht. Alle drei sind dennoch Herzstücke norwegischen und schwedischen Selbstbewußtseins.

Denkmäler für Schwedens Gustav Adolf finden sich am Rathaus von Stralsund ebenso wie im Dom zu Riga oder an der Dorpater Universität. Bernt Notkes Werkstatt in Lübeck hat ihre Schnitzereien nach Aarhus, Stockholm, Danzig und Reval geliefert. Der große polnischsprachige Essayist und Novellist Czesław Miłosz hat im *Tal der Issa (Dolina Issy)* seine Kindheit tief in Litauen beschrieben. Der König von Dänemark war es, der in seiner Eigenschaft als Herzog von Schleswig den berühmten Gottorfer Globus dem Zaren von Rußland schenkte. Vom Turm über der Petersburger Kunstkammer überblickt dieser Globus die imperiale Disziplin an den Ufern der Newa. Eines der Hauptwerke des finnischen Architekten Alvar Aalto ist die Stadtbibliothek von Wiborg aus den zwanziger und dreißiger Jahren. Sie lebt als ein architektonisches Manifest von Offenheit und Aufklärung, auf dem Wege von der heutigen finnischen Grenze nach St. Petersburg. Umgekehrt ehrt Finnland am Ausgang zur Kathedrale von Helsinki den Zaren Alexander II., den Garanten finnischer Autonomie innerhalb des Russischen Reiches.

Was bedeuten regionales

Selbstbewußtsein, regionale Identität?

Regionale Identität hilft den Menschen zum Bewußtsein ihrer selbst, zur Einsicht in eigene Möglichkeiten, in eigenes Vermögen, in die Fähigkeit, die eigene Welt selbst zu gestalten. Aus regionalem Selbstbewußtsein summieren sich nationale und transnationale Politik.

Regionales Selbstbewußtsein schafft neue Formen überschaubarer Sicherheit. Es ruht auf dem Gefühl, aufeinander angewiesen zu sein. Es hilft, Konflikte zu entschärfen und zu vermeiden.

Regionales Selbstbewußtsein gleicht Gefühle von Unterlegenheit aus. Es schöpft seine Kraft aus dem territorialen Erbe. Regionale Identität hilft den Menschen Wurzeln schlagen, sich niederlassen, sich zu Hause fühlen. Regionales Selbstbewußtsein

fördert Demokratie vor Ort, Selbstverwaltung, Gespür für die Welt ringsum. Regionale Identität verwirklicht und sichert die Rechte von Volksgruppen und Minderheiten. Sie vermag Demokratie unterschiedlichem Bewußtsein und unterschiedlicher Erfahrung anzupassen und auf diese Weise politische und kulturelle Teilhabe und Partnerschaft zu fördern.

Regionale Identität und regionales Selbstbewußtsein schaffen parallel zu nationaler und territorialer Souveränität ein ineinandergreifendes Puzzle lokaler und regionaler Einheiten. Solches Puzzle hilft uns, Europa in seinen regionalen und lokalen Prägungen neu zu entdecken. Solche regionale Identität ist das Fundament eines menschengerechten und vielfältigen europäischen Hauses.

Im Bewußtsein von Zeit und Raum

Wir brauchen eine neue Art von Gemeinsamkeit und Zugehörigkeit. Deutschland und Polen können einen Sprung tun über

tur ausgesetzt, die seinem Gebiet inneohnt, und er wird von ihr geprägt. Kein Krieg kann dieses Gedächtnis zerstören. Ein solches Bewußtsein von Raum und Zeit ist das Ergebnis individueller und gemeinsamer Sozialisation und Integration. Es ist die Voraussetzung regionalen Selbstbewußtseins und regionaler Identität.

Der Druck von innen oder außen in den vergangenen Jahrzehnten hat solche Sozialisation und Identifikation verzögert. Nach dem Zusammenbruch der politischen und militärischen Teilung Europas finden die Menschen neu zum Gedächtnis von Zeit und Raum. Ökonomische Orientierungen können schnell wechseln. Aber es dauert, ehe das Gedächtnis einer Region zur Symbiose findet mit dem Leben ihrer Bewohner.

Wir müssen den Sinn der Worte *Heimat* und *Vaterland* wiederfinden, des *ojczyzna moja*.

In diesem Prozeß verlieren Grenzen an Bedeutung. Regional und lokal werden sie zu-



Dorpat/Tartu (Estland), Hauptgebäude der Universität, erbaut 1803-1809 durch den schlesischen Architekten Joh. W. Krause.

nationale Schranken hinweg zu interkultureller Verständigung, wenn sie transnationale Einstellungen und Handlungen fördern und kultivieren.

In den wunden Territorien unseres Jahrhunderts entdecken die Menschen ihre eigene und besondere Identität. Die nach dem Zweiten Weltkrieg Heimat und Vaterland wechselten, entdecken das Gedächtnis der Region, in der sie leben – in der Bukowina oder im Zipserland, in Lemberg/Lwów oder in Brody, in Wolhynien oder in Podolien, in Wilna oder am Nevėžisfluß, im Memelland oder um Königsberg, in Schlesien oder in Pommern.

Einen Ort kennen heißt seine Vergangenheit kennen. Jeder Bewohner eines Territoriums ist der materiellen und geistigen Kul-

nemend als Hindernisse empfunden, die allein nationalen Traditionen dienen. Örtliche Gemeinwesen sind die ersten, die Grenzen als Potential lebendiger Begegnungen nutzen, als Brennpunkte transnationaler Begegnung.

Die neuen Einwohner in Polens, Rußlands und Litauens neuen Gebieten, die einst Deutschlands Osten waren, haben begonnen, das Gedächtnis ihrer Regionen mit ihren Vorgängern zu erarbeiten, Polen mit Deutschen, Litauer mit Polen, Deutsche mit Litauern, Russen mit Litauern, Polen und Deutschen zugleich.

Auch die Ostsee-Akademie ruft Seminare, Konferenzen und Colloquia in Polen, in Litauen und im Königsberger Gebiet zusammen, um frühere und heutige Einwohner jener Gebiete einander näherzubringen. Ein Blick in das Programm des vergangenen oder dieses Jahres zeigt das weite Spektrum an Begegnungen, das diese Akademie ihren Teilnehmern aus Deutschland, Polen

und den östlichen und nördlichen Anrainerregionen bietet. Es reicht von Literatur und Kunst zu örtlicher Selbstverwaltung, von Menschenrechten und Minderheitengesetzgebungen zu Problemen der Entwicklung im Königsberger Gebiet, von Sommerschulen in Krakau und Wilna zu multinationalen Workshops über Erhaltung und Erneuerung in den Dörfern des Memellandes, Masurens oder der Kaschubei, von Seminaren über Stadtplanung in Königsberg zu Studienfahrten zu den Burgen des Deutschen Ordens in Estland und Livland. Ein Austausch zwischen den russischen Minderheiten in den baltischen Staaten oder den Minderheiten in der Ukraine folgt einem Treffen mit jüdischen Gemeinschaften zwischen Petersburg und Uzgorod.

Zusammenarbeit über die Grenzen hinweg, staatlich und nichtstaatlich, gewinnt an Kraft, ermutigt von der Europäischen Uni-

verschen Danzig und Memel, zwischen Königsberg und Lyck sind Deutsche überraschend als Mittler und als Ferment örtlicher Entwicklung und regionalen Bewußtseins willkommen. Beispielhaft arbeitet seit einigen Jahren das Institut für die Geschichte Westlitauens und Preußens an der Memeler Universität und erforscht das Preußenland als eine multikulturelle und multinationale Region. Unter dem Schirm dieses Memeler Instituts hat das Thomas-Mann-Kulturzentrum in jenem Sommerhaus Thomas Manns in Nidden auf der Kurischen Nehrung seine Arbeit begonnen, wo Thomas Mann zu Beginn der dreißiger Jahre seine Sommerferien verbrachte. Binationaler und zweisprachiger Schulunterricht und Universitätsausbildung haben an der Grenze zwischen Deutschland und Polen begonnen.

Vehikel jenes kulturellen und politischen

Russen, Litauern und Polen, Finnen und Russen, in den baltischen Staaten und ebenso in der Ukraine und der Slowakei. Trans-Nationalismus und regionales Selbstbewußtsein legen das Fundament für die Zusammenarbeit im Ostseeraum.

In einem Europa, das müde ist der Integration

Im zweiundvierzigsten Jahr nach der Unterzeichnung der Römer Verträge geht der vereinbarte europäische Binnenmarkt seiner Vollendung entgegen. Die Verträge von Maastricht und Amsterdam über die weitere Entwicklung und Erneuerung der Europäischen Union sind in Kraft. Die europäische Währungsunion wird Wirklichkeit. Dennoch macht sich in der Bevölkerung nicht nur Deutschlands Skepsis breit.

Das Getriebe der Integration knirscht, die Räder mahlen im Sand, man scheint sich im Kreise zu drehen. Die Verteidigung des Besitzstandes scheint allorten wichtiger als europäische Solidarität zur Aufnahme neuer Mitglieder. Befinden wir uns in einem Wellental, aus dem sich eine neue Tendenz Bahn brechen wird? Oder verteidigen wir nur ein Gerüst überholter Anschauungen? Hat die Integration Grenzen erreicht, ist sie ihrem optimalen Wachstum nahegekommen? Wie soll es weitergehen?

Ein Europa transnationaler, selbstbewußter Regionen scheint mir kurz und mittelfristig der richtige Weg einer weiteren Integration. Eine transnationale Zusammenarbeit von Regionen über nationale Grenzen hinweg scheint mir der Weg, die Bürger an eine europäische Zusammenarbeit jenseits der Nationen zu gewöhnen. Sie scheint mir auch das rechte Fundament, mehr Demokratie, mehr Sicherheit, mehr Toleranz und Menschlichkeit zu schaffen. Für eine solche Politik transnationaler regionaler Zusammenarbeit scheint mir die Osterweiterung der Europäischen Union dringend notwendig. Dieses Eisen sollen wir schmieden, so lange es heiß ist.

Ein so skizziertes Europa würde vorläufig statt einer maximalen Integration „nur“ eine optimale Verflechtung erreichen. Die Europäische Union würde sich aus mehreren politischen Kraftzentren entwickeln. Es wäre eine verlockende Aufgabe für Deutschland, so zu handeln, als wenn eine optimale Integration bereits bestünde – eine Politik des guten Beispiels.

Der Friede unseres Kontinents hängt davon ab, ob ein neues transnationales Europa stärker werden wird als die erneuerten Nationalismen von rechts oder links. Üben wir die Weisheit Stefans des Heiligen! Als Stefan der Heilige mit Gisela, der ihm angetrauten Schwester des deutschen Kaisers Heinrich des Zweiten, und mit ihren deutschen Rittern und Siedlern nach Ungarn heimkehrte, mahnte er seine ungarischen Untertanen, die neuen deutschen Nachbarn willkommen zu heißen. Sie seien ein Gewinn für das Land und für seine Wohlfahrt. „*Unius linguae regnum imbecile et fragile est*“, sagte Stefan der Heilige: „*Ein Land, das nur in einer Sprache spricht, ist töricht und zerbrechlich.*“



on. Euroregionen beginnen zu wirken, nicht nur entlang der deutsch-polnischen Grenze, sondern auch zwischen Polen und Tschechien, Polen und der Slowakei, und gar in dem Grenzgebiet zwischen Polen, der Ukraine, der Slowakei und Ungarn. Arbeitsämter, Handelskammern, Reisebüros arbeiten zu wechselseitigem Nutzen zusammen. Die Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit, die Zinsen und Kapital einer beträchtlichen deutschen Anleihe an Polen aus den siebziger Jahren für deutsch-polnische binationale Projekte anlegt, fördert mit beträchtlichem Erfolg regionale Zusammenarbeit im Bereich der Bildung, der Selbstverwaltung, der Demokratie vor Ort, der Umwelt, des örtlichen und regionalen Managements.

Die Zusammenarbeit zwischen Volksgruppen macht Fortschritte über die oft willkürlichen Nachkriegsgrenzen hinweg. Polen, Russen und Litauer entdecken das historische und kulturelle Erbe des Preußenlandes, das ihnen allen gemeinsam ist, und sie bemühen sich in wachsendem Maße, dieses Erbe zu bewahren und zu entwickeln. Zwi-

Selbstverständnisses sind Institutionen politischer und kultureller Jugend- und Erwachsenenbildung. Das Modell des Dänen Grundtvig von *oplysning* („Aufklärung“), *folkelighed* und individueller Verantwortlichkeit hilft in solchen Einrichtungen der Jugend- und Erwachsenenbildung zu Selbstvertrauen, zu Selbstbewußtsein und zum Bewußtsein von Zeit und Raum.

Transnationale und regionale Identität erleichtern und fundieren Zusammenarbeit von Mehrheiten und Minderheiten. Minderheitenrechte können von außen und von oben Unterstützung finden. Aber Mehrheiten müssen überzeugt werden und überzeugt sein, daß ethnische Vielfalt Teil ihrer eigenen Identität sei und Teil ihres örtlichen, regionalen und nationalen Reichtums. Die Gemeinsamkeit von Dänen und Deutschen im Herzogtum Schleswig, von Schweden und Finnen in Finnland, von Sorben und Deutschen in den Ländern Sachsen und Brandenburg sind Beispiele.

Trans-Nationalismus und regionales Selbstbewußtsein sichern Gemeinsamkeit – zwischen Deutschen und Polen, Deutschen und

Reise in die Vergangenheit der Weberei

Besichtigungsfahrt mit den ausländischen Gästen

Am Samstagnachmittag stand für die ausländischen Gäste in Gemen ein Ausflug nach Bocholt auf dem Programm. Der Enthusiasmus der Angeschprochenen war so groß, daß die maximale Teilnehmerzahl sogar noch übertroffen wurde. Als erstes steuerte der Bus in Bocholt das Textilmuseum an. Aufgeteilt in zwei Gruppen wurden wir dort durch die Fabrikhallen einer vollständig mechanisierten Textilweberei des frühen 20. Jahrhunderts geführt. Was die Führung so anschaulich und damit auch so spannend machte war, daß sämtliche Maschinen von der Garnspule über den Webstuhl bis hin zu Kettmaschine noch voll funktionsfähig waren und uns unter lautem Getöse vorgeführt wurden. Wir erhielten also nicht nur eine kompetente Einführung in die Geschichte der Weberei im Ruhrgebiet und die Lebens- und Arbeitsverhältnisse der Weber, sondern auch Anschauungsunter-



richt in der Funktion der Maschinen, ihrer Lautstärke und den Antriebsmechanismen. So resümierte einer der polnischen Jugendlichen dann auch: „To było życie w ciasnocie, hałasie i brudzie. Nie dziwmy się więc, że wybuchła rewolucja.“ („Das war ein Leben in Enge, im Lärm und im Schmutz. Wir sollten uns nicht wundern, daß das eine Revolution ausgelöst hat.“) Dieser Satz war wohl nicht auch zuletzt von dem gegensätzlichen Eindruck geprägt, den man erhielt,

wenn man die Fabrikhallen mit dem herrschaftlichen Haus des Besitzers verglich, das sich gleich neben der Fabrik befand. Nach dem Besuch im Museum brach die Gruppe zu einem kleinen Spaziergang am Bocholter Aasee auf. Der zwanzigminütige Weg durch die Grün- und Sportanlagen führte direkt zu einem Café, in dem der Nachmittag mit Erdbeeruchen und Kaffee ein gemütliches Ende fand.

Brigitte Ordowski

JUGENDPROGRAMM

Am Donnerstag begann das Jugendprogramm mit dem Titel „1919–1989 Ein Streifzug durch unser Jahrhundert“. Wir haben in zwei Gruppen Ereignisse, wie den 2. Weltkrieg oder das erste Gementreffen, auf dem Zeitstrahl eingeordnet. Danach haben wir – wieder in Gruppen – aus Büchern zehn Bilder herausgesucht, die wir für unser Jahrhundert wichtig finden. Als wir die zwei Gruppen verglichen, kam heraus, dass nicht nur die beiden Kriege und andere politische Ereignisse wichtig sind, sondern auch die Forschung und andere Sachen, wie z. B. Marlene Jaschke.

Am Nachmittag haben wir die „Lebenswirklichkeit“ unter die Lupe genommen und anhand von Bildern erklärt, wie für uns Deutschland und Deutsche sind. Dabei kamen interessante Dinge zutage, wie in Deutschland sei fast alles sauber und ordentlich, aber auch negative Sachen, z. B. dass Deutsche sich nicht mit niedriger Arbeit zufrieden geben, sondern nur gut bezahlte Arbeit annehmen. Danach haben wir über das deutsche und polnische Schulsystem, das gerade verändert wird, geredet.

Am Freitag ging es unter dem Titel „Nationalismus und Minderheiten“ weiter. Wir haben in mehreren Gruppen Europa-Karten gezeichnet und danach europäischen Minderheiten auf einer Karte eingeordnet.

Anhand des „Atomspiels“ haben wir dann festgestellt, dass man sich als Minderheit

ganz schön blöd fühlt. Wir spielten dann kleine Szenen nach, wobei Zwei eine Minderheit waren und die anderen versuchen sollten, sie möglichst auszuschließen. Beim danach folgenden Gespräch haben wir wieder festgestellt, dass das Leben als Minderheit nicht gerade angenehm ist.

Am Nachmittag haben wir unter der Unterschrift „Freiheit und Pluralismus“ im Rollenspiel versucht, die Probleme, die aus-

ländische Mitbürger haben, nachzustellen und zu verstehen.

Am Samstagvormittag haben wir in drei Gruppen Wörter aufgeschrieben, die im Polnischen und Deutschen gleich oder ähnlich sind.

Danach haben wir noch eine Reflexion gemacht, bei der sich herausstellte, dass Claudia Gawrich, Ruth Baroch und Norbert Czerwinski, die das Jugendprogramm leiteten, ihre Sache gut gemacht haben, dass es allen Teilnehmern gut gefallen hat und alle versuchen wollen, nächstes Jahr wiederzukommen.

Nele Quecke



KINDERPROGRAMM

Mittwoch:

Nach der langen Anreise und dem Auspacken gab es erstmal Abendessen, dann folgte wie immer der Begrüßungsabend mit Dias vom letzten Treffen, Abendgebet, Schlafengehen.

Donnerstag:

Am Donnerstag ging es dann richtig los. Das 53. Gementreffen. Das Thema war in diesem Jahr: *Von der Feindschaft zur Nachbarschaft*.

Morgens, nach dem Gottesdienst, gab es erst einmal Frühstück. Danach gingen wir

Danach guckten wir uns Sachen von der Zeit an, z. B.: Ein Hemd der FDJ oder Ausweise, Urkunden und ähnliche Dinge. Und wir sagten, dass die Westdeutschen fast nur in die westlichen Länder verreisen durften, also nach Frankreich, England, Italien... Manchmal auch nach Osten, also Russland, Polen, Tschechien usw. aber eben nur manchmal. Die Ostdeutschen hingegen durften **nur** nach Osten verreisen.

Dann machten wir einen großen Spaziergang und anschließend spielten wir Fußball oder andere Spiele. Nachmittags kam Norbert Dorns zu uns, der seit der Vertreibung

DE, FRIEDE, SPASS und GESUNDHEIT BIS AN DEIN LEBENSENDE.

Sobald alle auf dem Burghof waren, ließen wir sie los, und die buntgemischten Gasbälle flogen dem Himmel entgegen. Nur der „FRIEDE“ hatte etwas Startprobleme! Danach ging es los mit der Polonaise, die schließlich im Rittersaal endete und mit der der BUNTE ABEND anging. Nachdem wir ein bißchen getanzt haben, gingen wir mit Ingrid auf „Gespensterjagd“. Und langsam, nach verschiedenen anderen Attraktionen (z. B.: wie Wolfgang, Christine und Stephan mal wieder ein ziemlich witziges Lied sangen – natürlich nicht nur eins –) gingen wir Kinder mit Pfarrer Magino zum Abendgebet und danach ab ins Bett!!!

Samstag:

Heute sprachen wir mit Monika über verschiedene Sachen im täglichen Leben: Zum Beispiel darüber, wie die Ampelmännchen früher in der DDR und der BRD aussahen. Dann sagten wir, dass es ganz wichtig ist, dass wir in Europa alle zusammen gehören!!! Daraufhin konnten wir Bilder malen, von Europa oder von den Ampelmännchen. Sie wurden alle total schön. Zwischendurch kam Arndt noch mal mit der Gitarre an. Na, was taten wir wohl jetzt? Richtig!!! Wir haben mal wieder Lieder geübt. Dann tobten wir uns aus. Und zwar bei Aerobic. Dazu schauten wir uns ein Video von einer ganz berühmten Dame an. Nämlich – ja, wie hieß die denn gleich? Hmm, mal überlegen... Ach ja, genau: über Franzi von Almsick. Vielleicht kennen sie diese Frau. Sie war eine sehr gute Schwimmerin und kommt auch aus der ehemaligen DDR.

Dann, nach dem Mittagessen, ging es los. Jeder bekam ein weißes T-Shirt. Darauf schrieben wir: *Wir gehören zusammen in Europa*. Oder: *Należymy do Europy*. Dann malten wir darunter Bilder (z. B.: Bilder von der Burg, bunte Luftballons u. a.). Die T-Shirts konnten sie ja am Sonntag in der Stunde der Gemeinschaft bewundern. Dann war auch schon wieder Abend, und wir gingen ins Bett.



Kinder mit Christine zu unserem Arbeitsraum. Wir sprachen darüber, wie die Kinder im Krieg leben; und über den Frieden. Wir sagten, dass die Kinder (natürlich auch die Erwachsenen und Großeltern) ganz viel Angst haben, und dann, nach dem Krieg kein Haus, kein Bett, keine Kleider oder keine Spielsachen mehr haben. Und dass die Kinder Verwandte, (Groß-)Eltern, und Freunde verloren haben.

Über den Frieden sagten wir, dass wir selber anfangen können Frieden zu machen. Und zwar so, dass wir andere Menschen und vor allem Ausländer akzeptieren, wie sie sind!

Alles was uns einfiel, schrieben wir auf zwei große Plakate. Danach malten alle Bilder mit Bomben, brennenden Häusern oder Explosionen; wie wir uns den Krieg eben vorstellten.

Nach der Mittagspause trafen wir uns wieder; und nun begannen wir mit dem Basteln. Wir verzierten kleine Kerzen mit buntem Wachs, die sie ja im Familiengottesdienst bewundern konnten. Nachdem alle zufrieden waren, übten wir Lieder für den Gottesdienst am Freitag.

Dann gab es Abendessen und nach und nach verabschiedeten wir uns und gingen ins Bett.

Freitag:

Heute hatten wir bei Maria Programm. Mit ihr redeten wir über die Zeit, als es die deutsch-deutsche Grenze noch gab. Genauer gesagt sprachen wir über die Berliner Mauer. Wir malten und bastelten ein Modell von Berlin, natürlich mit der Mauer.

aus Danzig in der ehemaligen DDR gelebt hatte. Er erzählte, wie es in der Schule war und darüber, dass manchmal auch Leute versuchten über die Mauer zu kommen.

Am Schluss bastelten wir Burgen oder Modelle. Dann übten wir die Lieder noch mal und dann ging es los: Erst Abendessen und dann Familiengottesdienst: Wir hörten eine Geschichte über den kleinen (Wasch-)Bären, die uns Christine vorlas, und die wir dann mit Pfarrer Paul Magino noch mal besprachen. Nach dem Gottesdienst bekamen viele einen Luftballon, auf dem etwas drauf stand: VIEL GLÜCK oder FREU-



Sonntag:

Heute war die Stunde der Gemeinschaft, zu der auch wir Kinder etwas beigetragen haben. Als erstes kamen aber die beiden Fischfrauen. Sie blickten zurück auf das letzte Jahrhundert. Dann kamen wir an die Reihe. und zwar mit dem Lied „kleine Europäer“! Und das klang so:

EUROPA KINDERLAND

*Europa Kinderland, wir geben uns die Hand.
Wozu sind Grenzen da für Jill und Jack,
für Jan und Julia?*

*Europa Kinderland, wir geben uns die Hand,
doch Kinder werden groß, und ihre Träume
werden grenzenlos.*

*Kleine Europäer rücken immer näher, immer
näher aufeinander zu. Wie ich und du.*

*Geh'n auf ihren Wegen sich ein Stück
entgegen:*

Grüezi! Come va? How do you do?

How do you do?

*Fährst du nach Castilien, oder nach Sizilien?
Sag mal, wo kommst du denn g'rade her,
so ungefähr?*

*So hört man sie reden bis hinauf nach
Schweden*

und sie tun, als ob das gar nichts wär'.

Europa Kinderland, ...

*Kleine Europäer, rücken immer näher,
immer näher aufeinander zu.*

Wie ich und du.

*Denken ohne Schranken, frei sind die
Gedanken.*

*Pronto? Qu'est-ce que c'est? Was sagst
du nu?*

Tiramisu!

*Trinken oder Speisen, wenn sie mal
verreisen,*

*was man von Zuhause gar nicht kennt,
oder verpennt.*

*Hören neue Lieder, fragen immer wieder,
wie man dies und das woanders nennt.*

Europa Kinderland, ...

*Kleine Europäer, rücken immer näher,
immer näher aufeinander zu,*

wie ich und du.

Am Nachmittag machten wir einen tollen Ausflug. Wir fuhren Tretboot auf einem See in der Nähe von Gemen. Es war ganz toll. Dann liefen wir ein Stück zu einem Spielplatz. Doch leider war es so heiß, dass die Rutsche auch dementsprechend warm war und man sich fast den Hintern verbrannt hätte, wenn man darauf rutschte.

Aber sogar die Kleinsten hatten ihren Spaß. Jakob lachte sich halbtot, wenn Arndt an einem Gänseblümchen roch und daraufhin einmal kräftig nieste.

Die Großen dagegen (auf jeden Fall die, die etwas zu faul waren sich zu bewegen) lagen im Schatten, wo es etwas kühler war. Nach und nach versammelten wir uns und gingen zum Parkplatz zurück. (Natürlich nicht ohne ein Eis zu essen.)

Von dort fuhren die ersten schon nach Hause. Die anderen verabschiedeten sich am Abend oder am nächsten Tag und sagten: Ade, Gemen. Bis zum nächsten Jahr!!!

Eure Mirjam Willert



Wortgottesdienst am Samstagabend; v. l.: OK-Rätin Rohrandt, Pfr. Klafke, Msgr. Goedeke, P. D. Zils OP, Prof. Fedorov Brot und Salz segnend.

Gottesdienste

Gebet am Morgen und Abend, Rosenkranzmeditation in der Mitte des Tages, Eucharistiefiern in unterschiedlichen Gestaltungsformen, Wortgottesdienst am Samstagabend – all' das sind keine „Zutaten“ sondern Kernpunkte im Verlauf eines jeden Gementreffens, Quellen der spirituellen Durchdringung dessen, was in diesen Tagen durchdacht, erarbeitet, geplant, getan wird.

So riefen wir auch diesmal im von Pfarrer Johannes Klafke und Msgr. Johannes Goedeke zelebrierten Eröffnungsgottesdienst am Donnerstagmorgen Gottes Geist in unsere Mitte, daß er unsere Überlegungen während der Tage leite. Prälat Goedeke war dann der Hauptzelebrant in der Sonntagsmesse, wieder gemeinsam gefeiert mit der Gemeiner Gemeinde in der Christus-König-Kirche, in diesem Jahr als Dankmesse für sein 60jähriges priesterliches Wirken und auch aus Anlaß seines 85. Geburtstags am 13. Juli. (Beide Jubeldaten wurden am Sonntagvormittag am Ende der „Stunde der Gemeinschaft“ auch „weltlich“ mit einem kleinen Empfang für den Jubilar begangen.)

Ein besonderes Erlebnis war wieder der Familiengottesdienst am Freitagabend, vorbereitet von den Kindern mit Pfarrer Paul Magino. Der Altar war geschmückt mit Kerzen, die im Kinderprogramm gestaltet worden waren. Entzündet an der Osterkerze gaben sie Licht – Licht als Zeichen der Liebe, des Friedens und der Versöhnung. Die Kinder nahmen ihre Kerzen abends mit, das Licht sollte sie nach Hause begleiten. Während des Hochgebetes durften sie mit dem Zelebranten um den Altar stehen. Am Ende des Gottesdienstes erhielt jeder einen Luftballon, der dann die Freude und die Segenswünsche aus der Eucharistiefier in die Welt tragen sollte; zugleich ging die Freude über in den sich anschließenden Geselligen Abend, beides zu einem Fest verbindend.

– mirom Gospodu pomolimsja – in pace ore-

mus dominum – in Frieden lasset und beten zum Herrn – unter diesem Thema stand dann am Samstagabend der ökumenische Wortgottesdienst, der unter Mitwirkung unserer Gäste aus der Lutherischen und der Orthodoxen Kirche gefeiert wurde. Gegenstand der Meditation war die Darstellung der Ikone von 1411 des russischen Malers Andrej Rublev „Alttestamentliche Dreieinigkeit – Das Gastmahl bei Abraham“, die jeder Teilnehmer als Gebetszettel mit dem zugehörigen Text aus Gen 18, 1–19 erhielt. Zum Abschluß teilten wir Brot und Salz in Anlehnung an die in der Ostkirche übliche Zeremonie. So wurde hier eine spirituelle Brücke geschlagen zum beeindruckenden Gesprächsforum am gleichen Morgen, indem die offenen Fragen und Probleme in den gemeinsamen ökumenischen Bemühungen Gott anvertraut wurden. Wohl jeder, der an diesem Gottesdienst teilnahm, hat gespürt, das hier erneut versucht wurde, Zeichen zu setzen für eine stete Bewegung aufeinander zu, in der die Vielfalt christlichen Zeugnisses nicht verloren geht sondern gestärkt wird.

Viola Nitschke-Wobbe



Literatur und Musik des Weichselraumes: Beispiele europäischer Renaissance

Der kulturelle Abend am Donnerstag

Im 15./16. Jahrhundert veränderten Umwälzungen auf geistigem, politischen und technischen Gebiet nachhaltig das geschlossene Bild des Mittelalters, denkt man allein an die Entdeckung Amerikas und die Erfindung des Buchdrucks.

Heute würde man von Globalisierung und Medienrevolution sprechen. Dies waren die Voraussetzung für die große europäische Erneuerungsbewegung der Renaissance, die vom interkulturellen Dialog lebte. Polen war damals ein großes mächtiges Reich in Blüte: multiethnisch und vielsprachig, mit

wurden sie kodiert und für literaturwürdig befunden. Damit zusammen ging auch die Suche nach dem spezifischen des Volkes, die Entdeckung dessen, was später „**Nation**“ genannt wird und ein neuer Blick auf gesellschaftliche Zustände. Ein Text von Jan Kochanowski beschrieb den Kampf Polen-Moskau, Sebastian Klonowic ärgerte sich in „Flussschiffahrt“ über die Rolle Danzigs für die Wirtschaft Polens und Marcin Bielski beschrieb seine Gesellschaft satirisch im „Reichstag der Frauen“.

Neu war auch die Entdeckung der Zeit und damit der Vergänglichkeit und **Geschichtlichkeit**. Man bemühte sich, wie Maciej Strykowski die eigene Geschichte umfassend zu beschreiben. Der Blick auf die Geschichte diente stets auch dazu die Aufgaben für die Gegenwart zu zeichnen, diese sah Stanislaus Orzechowski im Kampf gegen die Türken.

Für das Mittelalter war die Welt das Jammertal, das zu durchschreiten war. Die Renaissance wandte sich auch dem **diessseitigen Leben** zu. Ein anonymer Text beschrieb lustvoll-ironisch den Wodka als „Aqua vitae“.

Die einzelnen Abschnitte der Literatur-Präsentation wurden umrahmt und ergänzt durch Kostproben der reichen Musikkultur der polnischen Renaissance. Es waren Beispiele geistlicher und weltlicher Musik, die nicht nur den hohen internationalen Standard der Musikpflege zeigten, sondern auch die Vielfalt an Gattungen und Formen. Zu hören waren

u. a. Lautenkompositionen von Valentin Greff Bakfark, eine im Stil der italienischen Mehrchörigkeit komponierte Auferstehungsmotette des Danziger Komponisten Andreas Hakenberger und eine Motette des wohlberühmtesten polnischen Renaissance-Komponisten Wacław w Szamotuły, der gemeinsam mit Kochanowski am Wawelhofe tätig gewesen ist. Weitere Beispiele, die den neuen Ton der europäischen Kultur und seine Vielfalt anschaulich machten, entstammten den bedeutenden Psalmen-Kompositionen Mikołaj Gomulka's und gipfelten in dem prächtigen Auferstehungsfertorium Mikołaj Zielinskis aus der Blütezeit der Renaissance.

Vielleicht der beeindruckendste Text der Epoche ist das Klagelied von Jan Kochanowski. In 19 Strophen schildert er den Seelenzustand eines vom Verlust getroffenen Menschen und seinen persönlichen Schmerz.

Klagelied 13

Wollt' Gott, ich hätte Ursula, dich nicht
verloren
Oder du wäirst mir besser gar nicht erst
geboren!
Ich muss die kleinen Freuden mit den
größten Qualen
Nach deinem unverhofften Abschied nun
bezahlen.
Du hast mich wie zur Nacht ein flücht'ger
Traum betrogen,
Der mit viel Gold den lüstern Sinn erst
angezogen,
Dann jäh entflo, um ihm zu guter Letzt
im Wachen
Vom ganzen Schatz nur Wunsch und Gier
noch zu vermachen.
So wolltest, Ursula, auch du mit mir bloß
scherzen:
Entfahrest große Hoffnungen in meinem
Herzen,
Worauf du jählings mich zurückließst, tief
beklommen;
Hast alle meine Freuden mit dir
fortgenommen.
Du nahmst mir, kurz gesagt, die Hälfte
meiner Seele,
Der Rest verblieb mir, dass die Sehnsucht
ewig schwele.
Hier, Maurer, sollt ihr einen glatten Stein
mir setzen,
Um diese unheilvolle Grabschrift
einzumetzen:
Ursula Kochanowska liegt hier, das
Behagen
Des Vaters, doch noch mehr sein Weinen
und sein Klagen.
Vertauscht hast du, gedankenloser Tod, die
Rollen:
Nicht ich hätt' sie, sie hätte mich beweinen
sollen.

Jan Kochanowski (1530–1584)

Quelle: Polnische Renaissance – Ein literarisches Lesebuch, Polnische Bibliothek, Suhrkamp Verlag Frankfurt/M., 1997, Übersetzung: Hans-Peter Hoelscher-Obermaier.

Norbert Czerwinski/Viola Nitschke-Wobbe



Bildnis des Dichters Marcin Bielski, Krakau 1564 aus der „Kronika wszytkiego swięta...“

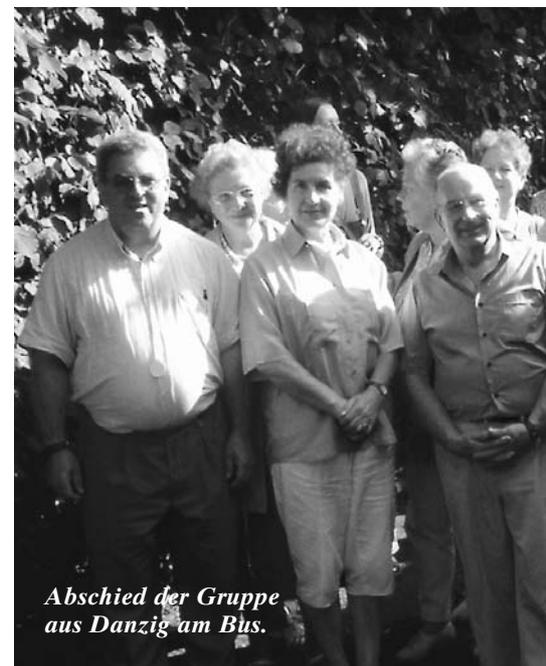
vielfältigen Beziehungen und – verglichen mit Westeuropa – tolerant und friedlich.

In fünf Abschnitten wurden Themenfelder der polnischen Renaissance-Literatur und Musik mit Beispielen vorgestellt.

Eine neuer Blick auf das **Individuum** nahm nicht nur Herrscher, sondern vor allem Künstler in den Blick. Dies illustrierten Texte des in Danzig geborenen Jan Dantyszek/Dantiscus und Bischof Andrzej Cricius mit Elogen auf König Sigismund, Kopernikus und Erasmus.

Die Reformation brachte einen vehementen Kampf um den wahren **Glauben** und ein neues Bemühen um Glaubwürdigkeit. Beispiele gab es vom größten polnischen Renaissance-Dichters Jan Kochanowski und ein katholisch-protestantisches Streitgespräch von Stanislaus Orzechowski.

Neben dem Bemühen um die Wiederherstellung des klassischen Latein erfolgte die Entdeckung der Volkssprachen. Erstmals



Abschied der Gruppe
aus Danzig am Bus.

Astronomische Uhr in der Marienkirche zu Danzig

Kultureller Ausklang am Sonntagabend

Referent: Prof. Dr. Andrzej Januszajtis, Danzig

Es war nicht das erste Mal, daß uns das Ehepaar Ewa und Dr. Andrzej Januszajtis in Gemen eine besondere Stunde des kulturellen Danziger Erlebens schenkte. So stand am Ende der Tagung diesmal ein Lichtbildvortrag über eines der liebsten „Kinder“ von Professor Januszajtis, die insbesondere durch sein Engagement wiederentstandene berühmte Astronomische Uhr in der Marienkirche, den seine Frau erneut mit dem meisterhaften Vortrag von Klaviermusik von Schumann und Beethoven umrahmte.

Die Uhr wurde 1463–1470 von Hans Dürringer aus Thorn erbaut, sie war damals die größte der Welt. Die Sage berichtet, daß die Danziger Ratsherren den Meister haben blenden lassen, damit er keine weitere ähnliche Uhr schaffen könne. Als sie dann einen Defekt hatte, habe der Meister das Werk endgültig beschädigt und sich von der Brüstung in den Tod gestürzt, die Uhr galt seitdem als verdammt.

Tatsache ist, daß die Uhr bis 1553 in Gang war, dann jedoch immer mehr vernachlässigt wurde und vor Kriegsende – als sie ausgelagert wurde – sich in einem bedauerlichen Zustand befand. Nach dem Krieg wurden 70 % der Uhrfassade wiedergefunden und es entstand 1983 in Danzig eine Gruppe von Enthusiasten, die sich für die



Astronomische Uhr in der Danziger Marienkirche.

Restaurierung einsetzten. Durch Konservierung der erhaltenen Teile und minutiöser Rekonstruktion der fehlenden gelang es, die Uhr wieder an der alten Stelle aufzubauen und das Werk am 27. April 1970 wieder in Gang zu setzen – nach 437 Jahren des Stillstandes.

Prof. Januszajtis berichtete von den Schwierigkeiten der Wiederherstellung, zeigte die Details der Rekonstruktion und auch Einzelheiten des Werkes, erläuterte die einzelnen Werkgruppen und Anzeigearten, von denen es 15 verschiedene mit 3.584 Einzelangaben gibt, die sich sowohl auf den weltlichen als auch den kirchlichen Kalender, auf den Mond und Sonnenverlauf, wie auch den der Gestirne beziehen.

Der Abend bot durch die wieder mit großem Beifall aufgenommene Gemeinschaftsleistung des Ehepaars einen würdigen Schlußpunkt unter ein besonders gelungenes Gementreffen und zeugte erneut von der großen Liebe Prof. Januszajtis' zu Danzig, seiner Geschichte und Kunst.

Es sei darauf hingewiesen, daß Prof. Januszajtis 1998 beim Verlag „Marpress Gdańsk“ in der Serie „Gdańska Kolekcja 1000-lecia“ ein Büchlein über die Astronomische Uhr mit ausgezeichneten Bildern herausgegeben hat – in polnischer Sprache, jedoch mit einer Zusammenfassung in deutscher und englischer Sprache wie auch dreisprachigen Bilderläuterungen – das sehr zu empfehlen ist. Man kann es in Danzig kaufen, aber auch unter der Nummer ISBN 83-87291-16-1 beziehen durch die Polnische Versandbuchhandlung Wawel, Stephanstraße 11, Postfach 29 02 54, 50524 Köln

Gerhard Nitschke

Jahreshauptversammlung

Wie üblich fand am Samstagnachmittag in Gemen die jährliche Mitgliederversammlung des Adalbertus-Werkes e. V. statt.

Der Vorsitzende berichtete in seinem Jahresbericht zunächst über die Veranstaltungen des Jahres 1998/1999. Außer den großen Tagungen in Gemen und Danzig, sowie der Religiösen Frühjahrstagung, über die im *adalbertusforum* ausführlich berichtet wurde, fanden Bildungstreffen in Berlin, Braunschweig, Gütersloh, Elmshorn und – zum ersten Mal nach langer Unterbrechung – in Frankfurt/Main statt; Themen waren „Die Kaschubei – Landschaft – Geschichte – Kultur“ und „Das Wirken der Zisterzienser im unteren Weichselraum“. Eröffnet wurden die Treffen stets mit der Feier der „Danziger Vesperandacht“, sie waren durchschnittlich von jeweils etwa 40 Personen besucht.

Die Gruppe des Adalbertus-Werkes in Danzig umfaßt inzwischen über 80 Mitglieder, von deren zweiten Treffen im April dieses Jahres das *adalbertusforum* ebenfalls berichtete. Die Arbeit des Adalbertus-Werkes findet dort immer stärkere Beachtung, im September 1998 brachten das Danziger Fernsehen und die Tageszeitung „Dziennik Bałtycki“ ausführliche Berichte über das 52. Gementreffen.

Der Vorsitzende verwies dann erneut auf die Mitarbeit unseres Bildungswerkes in den übergeordneten Gremien der Katholischen Vertriebenenarbeit, der *Arbeitsgemeinschaft der Katholischen Vertriebenenorganisationen*, dem *Katholischen Flüchtlingsrat* und dem *Katholisch-evangelischen Arbeitskreis*. Arbeitsthemen waren dort vornehmlich die Neuordnung der Vertriebenenseelsorge, Probleme der Spätaussiedler und die Situation auf dem Balkan und deren Folgen.

Dank der steten Spendenfreudigkeit der Mitglieder konnte der Kassierer wieder eine ausgeglichene Kassenlage präsentieren. Sorgen bestehen für die Zukunft in Hinblick auf die weitere Gewährung von öffentlichen wie auch von kirchlichen Förderungsmitteln, ohne die die Durchführung der Tagungen nicht möglich wäre.

Auf der Tagesordnung stand dann der Antrag auf eine Erhöhung des Mitgliedsbeitrages, die insbesondere wegen der erneuten Steigerung der Portokosten für das *adalbertusforum* notwendig war. Die Versammlung setzte die Höhe des Jahresbeitrages ab 1. 1. 2000 auf 45,00 DM fest, für Mitglieder in Polen auf 15,00 Zł.



Der Papst in Zoppot

„Witam na domu – Willkommen daheim!“ Stürmisch begrüßen so mehr als 700.000 Gläubige „ihren“ Papst, als er am 5. Juni 1999 seine siebte und wohl letzte Pastoralreise durch Polen mit einer Messe auf der Zoppoter Pferderennbahn begann.

Schwarz von Menschen war die weite Arena. Die farbigen Akzente setzten die Kaschuben in ihren prächtigen Festtrachten. Zu vielen Hunderten waren sie am Morgen in blumengeschmückten Kuttern von Hela über die Danziger Bucht gekommen und hatten bei strahlendem Sonnenschein in Zoppot angelegt. Der Seesteg verwandelte sich in ein herrliches buntes Meer von Blau und Weiß. Unter dem Kreuz oder dem Bild der Muttergottes von Tschenschouchau bildeten sich Pilgergruppen, die nach Süden zur Messe zogen. Die Hauptverbindungen zwischen der Stadtgrenze von Gdingen bis nach Langfuhr waren für den gesamten Auto- und Busverkehr gesperrt. Und das war gut so: denn was sich hier seit dem frühen Vormittag an Menschenmengen durch die Straßen bewegte, stand dem Auflauf etwa zum Karnevalszug in Köln oder Düsseldorf nicht nach. Fröhlich waren die Menschen, aber nie ausgelassen. Seit dem Vorabend herrschte öffentliches Alkoholverbot, und diese Vorsichtsmaßnahme bewährte sich bestens. Nirgends kam es trotz der Menschenmassen zu Ausschreitungen. Ganz im Gegenteil: es herrschte eine natürliche Fröhlichkeit vor, in die sich Stolz und Patriotismus mischten.

Nicht nur Zoppot war geschmückt. Am Vortag hatten wir die Kaschubische Schweiz und Hela besucht. In den entlegensten Dörfern waren Bilder des Papstes in jedem Fenster, umrankt von Blumen und bunten Bändern. Sogar die Auslagen der Geschäfte – von der Metzgerei bis zum Schuhmacher – standen unter dem Zeichen des großen Besuches. Alle Kirchen trugen Fahnen, und selbst in Przymorze mit seinen wenig ansprechenden Wohnsilos fielen vom zehnten Stock eines Hochhauses in breiten Bahnen die päpstlichen Farben gelb und weiß. Hier feierte nicht eine Kirche, nicht eine Stadt, sondern eine ganze Region ihren großen Helden.

Die Stirnseite der Rennbahn ist von einer weiten Altarwand begrenzt, auf der Schnitzkünstler aus der Kaschubei in wochenlanger Vorbereitung weit überlebensgroße Figuren und Kreuze zu einem beeindruckenden Kalvarienberg errichtet haben. In der Mitte, unter einem riesigen Kreuz und dem Bildnis Gottvaters der heilige Adalbert in seinem Schiff, wie er das Evangelium bringt. Linker Hand, zu Füßen des Altars, entdecken wir die kaschubischen Gruppen wieder, die sich zu einem mehrere hundert Mitglieder umfassenden Chor und Volksorchester formiert haben. Immer wieder bringen sie sich in den Gottesdienst ein und setzen den regionalen Akzent.

Der Papst ist leicht gebückt und muß sich auf seinen Bischofsstab stützen, wirkt aber



Detail vom Papstaltar in Zoppot: der hl. Adalbert.

recht fest in seiner Stimme. Bei der immer wieder von Applaus unterbrochenen Predigt wird seine Energie und innere Leidenschaft spürbar. Leider kann ich nur wenig verstehen und muß sie mir später übersetzen lassen. Der Papst erinnert an die Arbeiterbewegung *Solidarność* und ihre Streiks der 80er Jahre, die die Grundlage jener Freiheitsbewegung waren, welche schließlich nicht nur die Mauer in Berlin zu Fall brachte, sondern das kommunistische System insgesamt einstürzen ließ. Und er schließt daran die Mahnung, die errungene Freiheit nicht zu mißbrauchen, um nun in die Knechtschaft des Materialismus zu verfallen. Die Menschen lauschen ihm andächtig; er hat alle in seinen Bann gezogen.

Nach der Messe braust wieder starker

Applaus auf, besonders als der Papst anfängt, mit der Jugend zu scherzen. Schlagfertig und lachend geht er auf ihre Jubelrufe ein. Noch lange nach dem Gottesdienst bleiben Hunderttausende beisammen und singen religiöse und patriotische Lieder.

Uns erwartet am Abend noch ein weiterer Höhepunkt, der den eigentlichen Anlaß unserer Reise bildet: in Anwesenheit des polnischen Primas, Kardinal Glemp, und des Oberhirten von Danzig, Erzbischof Gólowki, wird in der ul. Fromborska in Przymorze vom päpstlichen Staatssekretär, Kardinal Sodano, das erste Alten- und Pflegeheim eingeweiht, das die Caritas Danzig im Bistum errichtet hat. Es bietet bis zu 65 alten Menschen Heimstatt und entstand im Rahmen der 1000-Jahrfeier der Hansestadt in Zusammenarbeit mit der Arbeiterwohlfahrt der Partnerstadt Bremen. Aus Mainz stammen alle Betten dieser neuen Einrichtung, weshalb denn auch das Hospizium des Hauses den Namen trägt: *Unsere Brücke nach Mainz*. Für uns ist diese schlichte Feier einmal mehr ein Beweis, daß unsere Hilfe sinnvoll ist und ankommt.

Die ersten Gäste in den „neuen“ Betten waren übrigens eine Reihe von Kardinälen und Bischöfen, die den Papst auf seiner Reise begleiteten. Ich hoffe, sie haben gut geschlafen!

Rainer von Scharpen

Nachbemerkung der Redaktion:

In der letzten Ausgabe des *adalbertusforums* auf Seite 20 war unter der Überschrift **DANZIGHILFE** über das Engagement des gebürtigen Zoppoters Rainer von Scharpen und seiner Kollegen in Danzig berichtet worden, das nun während des Papstbesuches Würdigung erfuhr. Es war zur Hilfe aufgerufen worden, um die Transporte weiter finanzieren zu können. Leider hatte, wie mir Rainer von Scharpen etwas enttäuscht schrieb, dieser Aufruf bisher keinerlei Echo. Vielleicht gelingt es, durch seinen farbigen Bericht über das Erleben beim Papstbesuch das Eis zu brechen und einige Leser zu Mithilfe zu veranlassen. Wir rufen nochmals dazu auf und nennen noch einmal das Konto: **Nr. 0100 190 926 bei der Sparda-Bank Mainz, BLZ 550 905 00, Stichwort Danzighilfe.**

Pater Odilo Braun OP Ein Danziger Priester im Widerstand gegen Hitler

Er wäre am 18. November 100 Jahre alt geworden, ein Anlaß, an einen tapferen Mann zu erinnern, der auch in der Kirche Danzigs weitgehend vergessen ist, obwohl er doch der einzige Danziger Priester war, der im deutschen Widerstand gegen Hitler eine wichtige Schlüsselrolle erfüllt und in engem Kontakt zu den Frauen und Männern des 20. Juli 1944 gestanden hatte, wie durch ein Wunder jedoch aus den Fängen der Gestapo entkam und überlebte. Alljährlich feierte er am 20. Juli in der Gedächtnisstätte Berlin-Plötzensee unter dem Galgen die Eucharistiefeyer im Gedenken an seine ermordeten Mitstreiter, zum letzten Mal noch drei Wochen vor seinem Tod in Braunschweig am 9. August 1981.

Pater Odilo – mit Taufnamen Leo – Braun wurde am 18. November 1899 in Danzig als siebtes von neun Kindern des Küsterehepaares der „Königlichen Kapelle“ geboren, wie er selbst oft scherzhaft sagte „unter dem Hochaltar“, denn die enge und feuch-

te Küsterwohnung befand sich im Souterain unter der Kapelle. Seine Kindheit und Jugend war entbehrungsreich und von häufiger Krankheit gezeichnet. Die Schulausbildung am Städtischen Gymnasium mußte er 1916 unterbrechen, um zum Unterhalt der Familie beizutragen. Erst nach Kriegsende konnte er sie fortsetzen, verließ das Gymnasium jedoch nach zwei Jahren erneut ohne Abitur, um Kaufmann zu werden. Schon damals fiel er auf durch sein Organisationstalent, seinen geistreichen Humor und seine Redegewandtheit. Er wurde Mitbegründer der katholischen Schülerversammlung Neudeutschland in Danzig, 1924 dann auch der aus dem ND hervorgegangenen Normannstein-Bewegung. Keiner seiner Freunde ahnte jedoch, daß er sich zum geistlichen Apostolat berufen fühlte. Nach wechselnden Tätigkeiten, unterbrochen durch mehrfache Erkrankungen



gen, trat er dann nach langer Prüfung 1926 als 27-jähriger in Venlo/Holland in den Dominikanerorden ein, studierte in Walberberg, Düsseldorf und Löwen/Belgien, wurde am 24. Februar 1933 im Dom zu Köln von Kardinal Schulte zum Priester geweiht und feierte am 19. April 1933 seine Heimatprimiz in der St. Nikolaikirche in Danzig – der ehemaligen Dominikanerkirche.

Pater Odilo stand von Beginn seines Wirkens an in entschiedenem Gegensatz zum NS-Staat. Bei seinen ersten Tätigkeiten im Orden als Schriftleiter, Verlagsleiter und Prokurator geriet er immer wieder mit den Machthabern in Konfrontation. Insbesondere verurteilte er die Rassentheorien. So formulierte er in einer Predigt: „*Zachäus, der jüdische Zöllner soll uns Vorbild sein*“ und ein anderes Mal: „*Erlösung durch das Blut der Rasse ist unmöglich, nur durch das Blut Christi. Christus ist für alle gestorben.*“ 1937 wurde er wegen einer Predigt verwarnt, war aber dennoch nach Verbot aller Publikationstätigkeiten des Ordens rastlos zu Volksmissionen unterwegs, um der nationalsozialistischen Ideologie entgegenzuwirken.

Im Juli 1940 übernahm er dann das Amt, das ihn in die vorderste Linie des Widerstandes bringen sollte: er wurde Generalsekretär der Superiorenvereinigung der Orden und damit Mitglied des 1941 entstehenden „Ausschusses für Ordensangelegenheiten“, der das wichtigste Bindeglied zwischen der Kirche und dem politischen Widerstand im III. Reich war, gegründet aus Anlaß des 1941 seinen Höhepunkt erreichenden „Klostersturms“, der von den Nazis eingeleiteten Schließung und Enteignung aller Klöster in Deutschland. Von einer Bürowohnung in Berlin aus reiste Pater Braun in Zivil unermüdlich durch Deutschland, hielt den Kontakt zu den Bischöfen, zu Mitgliedern der Widerstandskreise – so auch zum „Kreisauer Kreis“ – und konnte durch sein mutiges und geschicktes Wirken manche Aktionen der Nazis verhindern.

Das Attentat vom 20. Juli zog auch ihn in den Strudel, im Oktober 1944 wurde er

nach langer Fahndung verhaftet und kam in das Gefängnis Berlin-Moabit. Da er in der Zwischenzeit unsichtig alles belastende Material an sicheren Orten verwahrt hatte, gelang es ihm trotz Einzelhaft und scharfer Verhöre, sich durch geschickte Verteidigung aus der Beschuldigung, gesetzwidrige Handlungen begangen zu haben, herauszuwinden und seine Haftentlassung am 12. 2. 1945 zu erreichen.

Nach dem Krieg war Pater Odilo immer wieder an besonderen Brennpunkten tätig: zunächst in Berlin als Gefängnisseelsorger, dann als Leiter einer Entnazifizierungskommission – in der er sich stets für die Wahrheit und ein gerechtes Strafmaß einsetzte –, ab 1953 als Flüchtlingsseelsorger in Berlin und Uelzen, schließlich als Ökonom beim Aufbau des Braunschweiger Dominikanerkonvents. Seit 1976 im „Ruhestand“, bemühte er sich um die Resozialisierung von jugendlichen Strafgefangenen.

Pater Odilo Braun war ein knorriger Mensch, mit vielen Ecken und Kanten, oft unbequem in seiner kompromißlosen Haltung, aber auch voller Güte. Sein Lebens-

programm war vor allem – und er schrieb das der Erziehung durch seine Eltern zu – „*sich immer für die Sache einzusetzen, auch unter persönlichem Einsatz und Opfer.*“ Sein Leitmotiv war letztlich tiefe Liebe zum Mitmenschen, besonders zu dem, der in Not war. Er war ein bedeutender Mann dieses Jahrhunderts aus unserer Heimatstadt Danzig, dessen Andenken bewahrt bleiben muß.

Gerhard Nitschke

BUCHHINWEIS

Ausführliche Informationen über die Tätigkeit von Pater Odilo Braun und seinen Mitstreitern gewinnt man aus dem Buch von *Antonia Leugers: Gegen eine Mauer des bischöflichen Schweigens. Der Ausschuß für Ordensangelegenheiten und seine Widerstandskonzeption 1941 bis 1945*, erschienen 1996 im Verlag Josef Knecht, Frankfurt/Main, ISBN 3-7820-0746-8, 560 S., 98,- DM.

Man liest dieses wissenschaftlich mit großer Akribie erarbeitete Werk mit Spannung, eröffnet es doch Einblicke in viele bisher unbekannt Details des kirchlichen Widerstandes in Deutschland und auch in sich daraus ergebende Folgerungen für die Nachkriegsentwicklung. Die Autorin konnte eine Fülle neuentdeckten Materials aus den Nachlässen der Beteiligten, wie auch Aussagen vieler noch während ihrer Forschungen lebenden Zeitzeugen verarbeiten. Ein hochbrisantes und sehr empfehlenswertes Buch, das Anlaß zur Korrektur mancher Bereiche der Kirchengeschichte von 1933 bis 1945 gibt.

ZUM GEDENKEN

an Winfried Derow

Die Nachricht von seinem Tod am Morgen des 26. September 1999 erreichte uns in Danzig. Es war der Eröffnungstag der 6. Deutsch-polnischen Studententagung, wir kamen gerade aus dem gemeinsamen Gottesdienst, alle Teilnehmer – deutsche wie polnische – die ihn kannten, waren tief betroffen. Kurz bevor wir nach Danzig abreisten, hatte er mich noch angerufen, um mir seine guten Wünsche für den Verlauf der Tagung auf den Weg zu geben, wohl ahnend, daß er die Heimat kaum noch einmal wiedersehen würde.

Während der ersten Studententagung in Danzig 1994 hatte er bei unserer ersten Begegnung mit der Cappella Gedanensis in deren Konzert mit alter Danziger Musik aus der Danziger Barockdichtung gelesen. Die Er-



innerung daran wurde bei manchen Teilnehmern wieder wach, wie auch das Gedenken an ihn während der ganzen Tagung präsent blieb: bei den Morgenmeditationen, in einer kurzen Andacht am Donnerstag zur Zeit des Requiems in Fürstfeldbruck, besonders in der *Hl. Messe für Frieden und Versöhnung*, die wir wieder gemeinsam mit der Dorotheen-Gemeinde in Danzig-Neukau feierten.

Winfried Derow war in der Arbeit der Danziger Katholiken in der Vertreibung ein „Mann der ersten Stunde“, aber zugleich auch des gleichbleibenden Engagements auf Dauer. 1947 war er Teilnehmer des ersten Gementreffens, seitdem einer der wesentlichen Exponenten der Kulturarbeit in der „Gemeinschaft der Danziger katholischen Jugend“, wie auch später im Adalbertus-Werk, zu dessen Mitbegründern er 1960 gehörte und dessen stellvertretender Vorsitzender er von 1992–1996 war. Ungezählt sind seine Beiträge zur Gestaltung der Gementreffen und vieler regionaler Veranstaltungen, insbesondere in München. Sein Bemühen, kulturellen Phänomenen des alten und neuen Danzigs nachzuspüren, sie in Bild und Ton festzuhalten und zu archivieren, Bücher und Dokumente zu sammeln und auszuwerten, war ein gewaltiges Stück seines Lebens. Die Ausstellungen über unsere Arbeit beim 10. und 40. Gementreffen hat er verantwortlich gestaltet, an der beim 50. Gementreffen hat er noch intensiv mitgearbeitet. Ganz besonders war ihm die Bewahrung des literarischen Erbes Danzigs ein Herzensanliegen, angeregt sicher auch durch seinen ursprünglichen Beruf als Schauspieler.

Sein Lebensweg verlief auf wechselnden Pfaden: am 6. Juli 1927 in Danzig-Langfuhr geboren, erhielt er schon neben der Schulausbildung als 17-jähriger Schauspielunterricht, unterbrochen dann durch die Zeit in

der Wehrmacht und Gefangenschaft von Dezember 1944 bis Juni 1945. 1946 bis 1955 war er an verschiedenen Bühnen tätig, zuletzt beim Theater in Osnabrück. Im Grunde war er mit Leib und Seele Schauspieler. Dennoch erfolgte der Wechsel in eine ganz neue Aufgabe: die Tätigkeit im Internationalen Bund für Sozialarbeit e. V. Hier engagierte er sich zu Anfang ganz besonders im kulturellen und pädagogischen Bereich, wurde jedoch 1983 auch Landesgeschäftsführer in Bayern und blieb es bis zum Eintritt in den Ruhestand 1991.

Daneben erfüllte eine vielfältige ehrenamtliche Tätigkeit seine Freizeit: schon seit 1950 war er auch Mitglied im Bund der Danziger, dessen Landeskulturreferent in Bayern und später auch Landesvorsitzender er wurde, aber auch in anderen Bereichen und Gremien der kulturellen Vertriebenenarbeit in Bayern war er tätig, stets mit großer Kompetenz und vollem Einsatz. Sein Engagement erfuhr mehrfache Würdigung: der Bund der Danziger verlieh ihm die silberne und 1984 auch die goldene Ehrennadel, die „Altpreußische Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Kultur“ berief ihn 1997 als Mitglied, Bundespräsident von Weizsäcker verlieh ihm 1992 das Verdienstkreuz am Bande.

All das sind Zeugnisse eines hochbegabten und hochmotivierten Menschen, Anwalts der Kultur, insbesondere seiner Heimatstadt und des verlorenen deutschen Ostens, der sich im Adalbertus-Werk und in den anderen Bereichen seiner Tätigkeit jedoch auch

stets für die Verständigung mit Polen einsetzte, aber auch für die Aufarbeitung der gemeinsamen Geschichte, für Wahrhaftigkeit im Umgang miteinander, für Perspektiven einer gemeinsamen Zukunft in Europa. Das alles war aber noch nicht „der ganze“ Winfried Derow. Er war ein Mensch, der Freundschaft verschenken konnte, sich in großer Herzlichkeit öffnete, für die Kinder ein liebenswerter Onkel aus Berufung, und – wer hätte das nach 57 Jahren Jungesellschaft noch geglaubt – seit 1984 auch ein liebender Ehemann, Vize-Vater und Großvater, erfüllt von der Sorge um die Seinen und der Wahrnehmung der neuen Verantwortung. Mit seiner lieben Frau Helga und der Familie fühlen wir uns in Trauer um ihn verbunden, aber auch in Dankbarkeit für sein Leben.

Einem, der wie ich Winfried Derow nun 50 Jahre lang kannte – beim letzten Gementreffen wollten wir dieses „Jubiläum“ begehen, doch er konnte, obwohl er es sich so sehr wünschte, nicht mehr die weite Reise machen – dem sei erlaubt, hier auch noch ein privates Wort anzufügen: aus dem Kreis der Mitbegründer der Arbeit der Danziger Katholiken war er der mir am nächsten Stehende, mit mir eng verbunden im Engagement für das kulturelle Andenken Danzigs als ein unerhört kenntnisreicher und belesener Ratgeber und Mitarbeiter, aber auch in ganz persönlicher Freundschaft. Meine Familie und ich werden ihn sehr vermissen und sein Andenken wird bei uns immer lebendig bleiben. **Gerhard Nitschke**

PERSONALIEN

■ Beim 50. Gementreffen waren unter den Teilnehmerinnen zwei Ordensfrauen, die auch beim ersten Treffen 1947 dabei waren, danach jedoch nur noch selten an den Treffen teilnehmen konnten, sich unserer Gemeinschaft jedoch stets verbunden fühlten. So freut es die Redaktion besonders, ihnen beiden im Namen des Adalbertus-Werkes herzlich gratulieren zu können:

Am 15. August 1999 feierte **Schwester Theresia Schütz** OSU ihr goldenes Ordensjubiläum. In Danzig geboren, trat sie nach der Flucht aus der Heimat 1949 in den Konvent der Danziger Ursulinen ein, die in Wipperfürth eine neue Heimat gefunden hatten und dort wie in Danzig ein Mädchen-Gymnasium aufbauten. Hier war sie dann auch bis 1996 Lehrerin. Nun im Ruhestand, kümmert sie sich weiter um die Schulbücherei, geht auf Pilgerreisen, sammelt u. a. Bilder der Schutzmantel-Madonna und Krippendarstellungen und hat auch wieder Zeit, an Tagungen des Adalbertus-Werkes teilzunehmen. Ad multos annos!

Anfang August 1999 wurde beim Generalkapitel der Barmherzigen Schwestern vom hl. Karl Borromäus in Kloster Grafschaft/Sauerland **Schwester M. Irmtrud Behnke** zur neuen Generaloberin gewählt. Die 1652 in Nancy gegründete Kongregation hat seit

1952 in Grafschaft ihr Generalmutterhaus. Die neue Generaloberin ist Danzigerin und trat 1955 in den Orden ein. Nach unterschiedlichen Aufgaben übernimmt sie nun die Verantwortung für derzeit 284 Schwestern in 20 Niederlassungen der „Borromäerinnen“, die ja vor der Vertreibung auch in Danzig tätig waren und hohes Ansehen genossen. Gott möge sie dabei segnen!

■ Infolge einer Fehlinformation wurde in der letzten Ausgabe falsch über die Nachfolge von Frau Boden im Amt der Generalkonsulin der Bundesrepublik Deutschland in Danzig berichtet. Nun ist es jedoch authentisch: neuer Generalkonsul ist seit Anfang Oktober **Roland Fournes**, bisher im Auswärtigen Amt Leiter des Referats für Beratung und Ausbildung in Osteuropa. Wir hatten bei der 6. Studententagung in Danzig Gelegenheit, ihn kennenzulernen; zum einen gab er uns mit seiner Frau die Ehre, das im Rahmen der Tagung stattfindende Konzert der Cappella Gedanensis in der Katharinenkirche zu besuchen, zum anderen nahm eine Delegation unseres Vorstandes wieder am Empfang des Generalkonsulats aus Anlaß des Nationalfeiertags am 3. Oktober teil, bei dem Herr Fournes sich den Danziger Honoratioren vorstellte und sich die Gelegenheit zu Gesprächen auch mit uns ergab. Wir wünschen Herrn Fournes nochmals einen guten Start in Danzig und uns Kontinuität in der bisherigen guten Zusammenarbeit mit dem Generalkonsulat!

VERANSTALTUNGEN

Bildungstreffen – 1. Halbjahr 2000

9. April **Gütersloh**
21. Mai **Frankfurt/Main**
2. Juli **Elmshorn**

Änderungen bleiben vorbehalten.

Religiöse Frühjahrstagung

von **Adalbertus-Werk und Adalbertus-Jugend im Kardinal-Hengsbach-Haus, Essen-Werden, Dahler Höhe 29**

Termin: 26./27. Februar 2000

Beginn Sa. 15.00 Uhr, Ende So. 13.30 Uhr

Einigung über die Rechtfertigungslehre – neue Chance für die Ökumene?

Anmeldungen zur Teilnahme bitte wieder an:

Herrn Johannes Schilke, Schimmelsfeld 29, 45139 Essen, Tel. 02 01/28 33 60

Gementreffen und Studententagung in Danzig nehmen im Jahre 2000 in der Thematik Bezug auf das Millennium der Begegnung von Kaiser Otto III. und Herzog Boleslaw Chrobry am Grab des hl. Adalberts in Gnesen im Jahre 1000.

54. Gementreffen

26.–31. Juli 2000

Deutsche und Polen – Nachbarn seit 1000 Jahren – Verpflichtung für die Zukunft

6. Deutsch-polnische Studententagung in Danzig

30. September bis 7. Oktober 2000

Polen und Deutsche im Weichselraum – Perspektiven einer 1000jährigen Nachbarschaft

Interessenten mögen sich schon jetzt den Termin vormerken und sich bei der Geschäftsstelle bzw. telefonisch unter 02 11/40 04 40 (Gerhard Nitschke) melden.

Termine in Kreisau

3.–6. Februar

Vorbereitungstreffen deutscher und polnischer Lehrer auf das Projekt „Juden und wir“

26. März–1. April

Deutsch-polnische Jugendbegegnung: „Fremde-Nachbarn-Freunde“

27. März–1. April

Deutsch-polnische Jugendbegegnung: „Größte Ereignisse des 20. Jahrhunderts“

20.–23. Mai

Geschichtseminar für Lehrer – „Nationalsozialismus und Holocaust im Geschichtsunterricht in Polen und Deutschland“

2.–4. Juni

13. Maikonferenz der Stiftung Kreisau

Ausführliches Programm wird auf Anfrage zugesandt

Internationale Jugendbegegnungsstätte Kreisau,

PL-58-112 Grodziszczce, Krzyzowa 7
Tel./Fax 00 48 74/50 01 23 oder 50 03 06